Zwei Ehen.

Novelle

von

Egon Fels.

Zweiter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1862.

Zwei Ehen.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Beweis't, daß den Dienern Nichts entgeht.

Der Diener hatte mit schadenfrohem Lächeln und wenig Ehrerbietung den von seiner Dame erhaltenen Auftrag an Herrn von Feldheim ausgerichtet. Jener nahm, ohne ein Wort zu entgegnen, die Abweisung an und entfernte sich, unverständliche Laute des Zornes ausstoßend. Er hatte den Diener nicht eines Blickes gewürdigt. Dieser brummte hinter ihm her: „Geh' nur, geh', Du unausstehlicher, stolzer Mensch. Du bist auch Einer von Jenen, die sich einbilden, der liebe Herrgott habe Unsereins nur geschaffen, um von Dir und Deinesgleichen mit Füßen getreten zu werden. Würge nur an der Pille, die ich Dir eingab, und ersticke meinetwegen

daran, hier giebt's Nichts zu fischen für Dich; unsere gnädige Frau müßte ja erst den Verstand verlieren, um solch' Affengesicht ihrem Gemahl vorzuziehen."

Er schlenderte, mit diesen Worten vorläufig seinem Grolle Luft machend, zum Zimmer der Haushälterin, in dem er Marien fand, der er sein Herz zu Füßen gelegt hatte, ohne daß sie es aufzunehmen für würdig fand oder es auch nur zu bemerken schien. Die beiden Damen erfuhren nun sein neues Erlebniß von A bis Z.

Marie war sichtlich entzückt und rief: „O, wie freut mich das! Na, weiß ich nur erst, daß die Gnädige ihn nicht ausstehen kann, so ist schon Alles gut. Mir soll er nur wieder kommen, der elende Geck, ich will ihm schon die Wege weisen. Schleicht er mir nicht stets nach und fragt mich über die gnädige Frau aus, natürlich sage ich ihm nicht die Wahrheit. Neulich wollte er wissen, ob die Herrschaft einig zusammen lebe und ob sie sich liebten. Ich sagte: ‚Ei ja freilich lieben sie sich, und wie! Sie leben zusammen wie die lieben Englein im Himmel.' Da sagte er mit seinem widerlichen Lächeln: ‚Wenn die Engel im Himmel so lebten, wie unsere Herrschaft, so müßte es ein ziemlich kalter Aufenthalt da sein, und er trüge in diesem Falle durchaus kein Verlangen, je hinein zu kommen.' Das erbos'te

mich aber so sehr, daß ich ihm auf der Stelle entgegnete: ‚Na, ängstigen Sie sich nur nicht, Herr Baron, damit hat es keine Noth; solche Herren, wie Sie, nimmt Gott gewiß nicht hinein, denn diese würden nur die Ruhe der Seligen stören; deßhalb brauchen Sie sich nicht zu grämen. Das kann ich Ihnen sagen. Sie haben vielmehr eine große Anwartschaft auf einen ganz andern Ort.‘ Da fing der Mensch an zu lachen, als hätte ich ihm die angenehmste Sache von der Welt gesagt. Als er sich kaum wieder erholt, sagte er: ‚Sie sind ein allerliebstes Schelmgesicht, aber so viel ist gewiß, die Liebe Ihrer Dame gegen den Baron ist nicht sehr groß. Wozu wäre denn ihr Betragen sonst so eisig gegen ihn, wenn sie ihn nicht fern halten wollte?‘ Sie können sich gar nicht denken, Frau Schenck, wie wüthend ich war, daß ich mir dies sagen lassen mußte, und nicht erwidern konnte, es sei eine Lüge; mir zuckten alle Finger vor Lust, in dies boshafte Gesicht zu schlagen; ich machte es kurz und lief davon, er hatte gut rufen, ich that, als sei ich taub.“

„Na, ich möchte nur wissen, wie die Geschichte noch eigentlich werden wird; jetzt ist der Herr gar fort, und unsere gnädige Frau langweilt sich zu Tode!“ bemerkte Friedrich.

Marie sah ihn spöttisch an und sagte: „Ja, Friedrich, Sie sind gar nicht dumm, das möchten wir wohl Alle gern wissen. Na, Gott sei Dank! wir haben ja noch Augen und Ohren, und wenn wir die gehörig aufmachen, so werden wir ja sehen, wie die Sache abläuft. Aber daß der Feldheim Recht hatte, ärgerte mich am Meisten. Sie wissen es ja, Frau Schenck, wie kalt das Verhältniß unsrer Herrschaft ist."

„Ja, Mariechen, leider Gottes, aber ich weiß auch, der Baron thut nur so kalt, weiß der Himmel, warum und wozu."

„Wie, Frau Schenck, glauben Sie wirklich? Wissen Sie Etwas? O, bitte, erzählen Sie!" riefen Marie und Friedrich wie aus Einem Munde.

„Nun, ich kann es schon sagen, Jean hat mir es ja nicht verboten. Schon mehrere Mal war es ihm aufgefallen, daß der Herr nach kurzer Abwesenheit in den Garten ging und von dort erst spät, oft nach Anbruch der Nacht, heraufkam. Jean wollte dies ergründen und schlich ihm nach. Wie Ihr wißt, singt die Baronin nie in Gegenwart des Herrn; geht er fort, so läuft sie nach der Bibliothek und singt ein Lied nach dem andern, so daß es eine wahre Lust ist, ihr zuzuhören. Denn das muß man sagen, eine Stimme hat sie, daß Einem vor

lauter Bewunderung ganz blimmerentblau vor Augen wird."

„Aber der Baron, der Baron?" drängte ungeduldig Marie.

„Ja, ja, Mariechen, ich komme schon zur Sache; ja, was wollte ich denn gleich sagen? — Richtig, das war es! Also Jean belauschte versteckt den Herrn. Oben standen die Fenster offen, die Gnädige sang. Der Baron horchte mit angehaltenem Athem, allmählich röthete sich sein bleiches Gesicht, und endlich lief er wie ein Verrückter in den nächsten Baumgang, indem er rief: „Margarethe, Margarethe! o, welche Qual!" Dem Jean wurde es ganz ängstlich, und als er sah, wie der Baron sich, so lang er war, in das feuchte Gras warf, schlich er sich leise davon. Na, ist das nicht niedlich, was denkt Ihr davon?"

Marie senkte nachdenkend den Kopf in die Hand und schwieg. Friedrich machte ein verblüfftes Gesicht und erwiderte: „I nu, was ich davon denken soll?" Sein Gesicht nahm einen unbeschreiblich dummen Ausdruck an. „Hm, hm! ich kann mir gar Nichts denken."

„So, nun das ist freilich nicht viel," meinte spöttisch lächelnd Frau Schenck. „Doch das ist noch nicht Alles. Ein anderes Mal sah Jean, wie der

Baron eine rosa Bandschleife mit Küssen bedeckte. Die kann doch wohl Niemand als —"

„Meiner Dame gehören," unterbrach ergänzend Marie eifrig Frau Schenck. „Von ihrem Negligé ist sie, und ich habe danach das ganze Boudoir umgewendet, weil es dumm aussieht, wenn diese eine fehlt, und der gnädigen Frau das Muster so sehr gefällt. Des Morgens stecke ich sie ihr an, und nach dem Kaffee kommt sie ohne Schleife wieder. Als ich sie aufmerksam machte, meinte sie, es sei möglich, daß sie am Kaffeetisch im Boudoir liege. Ich suche und suche, Nichts ist da. Nun meinte die Baronin, sie werde wohl aus dem Fenster gefallen sein, als sie sich an Lions plumpen Sprüngen nach den Semmelbrocken, die sie hinabwarf, ergötzte. ‚Erspare Dir das Suchen,' sagte sie. ‚Lion hat sicher kein Stück davon übrig gelassen, das nicht zerfetzt und beschmutzt wäre.' Na, und nun hat sie der Baron. Ei, ei! wenn sie das wüßte!"

„Nun, können Sie es ihr denn nicht sagen?"

„O, der Himmel behüte mich! Was denken Sie denn, Frau Schenck? Ich sehe wohl, Sie kennen unsere Dame gar nicht. Wenn ich mir so Etwas unterstehen wollte, ich glaube, sie schickte mich auf der Stelle fort. Ei, ich werde mich hüten, solch'

gute Herrschaft zu verlieren. Sie duldet keinerlei Vertraulichkeit, sie ist nicht wie meine vorige Dame, der ich immer Geschichten von andern Leuten erzählen mußte, und die mich benutzte, den Kammerdiener des Herrn auszufragen, damit sie hinter des Generals Schliche kam."

Friedrich mußte zu seinem größten Leidwesen das Zimmer verlassen, um seinen Geschäften nachzugehen; er that dies mit vor Erstaunen offenem Munde, und wir haben vollen Grund, zu glauben, daß dieser für den Rest des Abends offen blieb.

Marie rückte näher zu Frau Schenck, indem sie sagte: „Es ist gut, daß der Dummkopf fort ist, so kann man doch frisch von der Leber weg reden, denn auch ich kann meinen Beitrag zu der Geschichte liefern. Meine Dame liebt ihren Gemahl."

„Wie? was? Ist es denn möglich?"

„Ja wohl, ist es möglich. Was denken Sie denn, was sie thut, wenn er nicht zur gewöhnlichen Zeit nach Hause kommt? Da läuft sie von einem Fenster zum andern, schaut eifrig nach ihm aus, seufzt und wird immer ängstlicher; zuletzt hat sie ein wahres Fieber von Unruhe und Angst. Kommt er endlich, so seufzt sie: ‚Ach, endlich!' greift aber nach dem ersten besten Buche und thut, als lese sie.

Tritt er in ihr Zimmer, so reicht sie ihm mit dem gleichgültigsten Gesicht die Hand und sagt kalt: ‚Guten Abend, lieber Freund, kommst Du schon nach Hause?‘ — ‚Ei, es ist gar nicht schon,‘ sagt er, ‚denn ich bin zwei volle Stunden länger geblieben, als ich glaubte.‘ — ‚Wirklich? Ist's möglich? Wie doch die Zeit so schnell vergeht! Ich habe mich so vortrefflich mit diesem Buche unterhalten, daß ich den Stundenlauf gar nicht bemerkte.‘ — ‚Er wird dann bald roth, bald bleich, beißt sich auf die Lippen und wendet sich ab. Solche Scenen habe ich mehrere zu beobachten Gelegenheit gehabt. Als der Herr abgereis't war, stand sie fröhlich wie eine Lerche auf, doch als sie seinen Brief erhielt, zitterten ihre Hände und sie wurde ganz bleich. Ich beeilte mich mit ihrer Toilette, damit ich sie verlassen konnte. Wie sie mir später wieder klingelte, war ihr schönes Gesicht von Weinen ganz geschwollen, sie sah bejammernswerth aus. Seit diesem Tage habe ich oft genug die Spuren von vergossenen Thränen an ihr bemerkt."

„Nein, das ist aber doch wirklich, um vor Erstaunen und Neugierde aus der Haut zu fahren. So lieben sich also Beide, ohne es zu wissen. Das ist die wunderbarste Geschichte, die mir in meinem Leben passirte. Wenn man es nur wüßte, was eigentlich

die Ursache von diesem Allem ist. Ahnen Sie denn gar Nichts, Mariechen?"

„I nun, ich habe so meine eignen Gedanken. Sehen Sie, die gnädige Frau ist trotz ihrer Güte schauderhaft stolz. Der Baron mag sie vielleicht beleidigt haben und sie — wird es ihm nie vergeben. Was auch geschehen sein mag, so ist es in der Hochzeitsnacht geschehen, denn seit dieser Nacht hat der Baron mit keinem Fuße das Schlaf- und Ankleidezimmer seiner Gemahlin betreten."

„Ja, das weiß ich, Jean sagte es mir, und der Herr hat auch gar nicht wie ein glücklicher Ehemann ausgesehen, als er wieder am Morgen sein Zimmer betrat. Sie werden sicher Recht haben, Mariechen. Aber wenn es so ist, dann geht es nicht gut, ist sie stolz, ist er es nicht minder. Ich kenne ihn seit langen Jahren, er war oft beim Grafen Welser, meinem früheren Herrn. Er wird eben so wenig nachgeben. Ach, wie das werden soll, weiß der liebe Gott! Die Herrschaft könnte so glücklich sein, und macht sich doch gegenseitig das Leben schwer. Ja, ja! so ist es. Wer keine Noth hat, macht sich welche. Wenn ich bedenke, wie glücklich ich mit meinem Seligen war, Du lieber Himmel! und wir waren doch so sehr arm! Ja, ja! Reichthum allein macht nicht glücklich, aber ohne Geld ist auch das größte

eheliche Glück unvollkommen, denn wer kann sich seiner Liebe und seines Glückes freuen, wenn ihn die Noth drückt? Na, der liebe Gott weiß am Besten, was uns dienlich ist. Er wird unsere Herrschaft schon noch glücklich machen, denn sie verdienen es."

Nach diesen hoffnungsvollen Worten der Frau Schenck ging Jedes an seine Geschäfte.

* *
*

Sechs Wochen waren seit des Barons Abreise verflossen, als Margarethe, die sich nicht mehr über den Schloßgarten hinaus wagte, eines Abends auf dem Balcon des Speisesaales saß. Trüben Blickes schaute sie in die Ferne, in ihren Gedanken bemüht, die Zeit zu errathen, wann ihr Gemahl heimkehren werde.

Sein beharrliches Schweigen kränkte und verletzte, bestärkte sie aber auch in der Ueberzeugung, daß nicht Geschäfte, sondern nur seine verletzte männliche Eitelkeit, sein Trotz es seien, die ihn fortgetrieben. „Denn," sagte sie zu sich selbst, „wenn er mich nur ein wenig, ein ganz klein wenig liebte, so würde er doch wenigstens schreiben, daran können ihn seine Geschäfte nicht verhindern. Aber es liegt auf der Hand, ich bin ihm ganz gleichgültig, er

langweilte sich und will sich zerstreuen; dabei hofft er, mich für meine Kälte zu bestrafen, mich durch seine Abwesenheit zu betrüben. Ich werde ihn aber glauben machen, daß es mir ganz und gar keine Unruhe macht, ob er kommt oder geht, er soll nicht die geringste Empfindlichkeit über sein Schweigen an mir bemerken. Ja, so muß es sein; kommt er zurück, so werde ich ihn empfangen, als sei er gestern von mir gegangen, und keine Frage an ihn richten."

Sie wurde in ihrem Plänemachen gestört, Marie trat zu ihr und sagte: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich Sie zu stören wagte. Wenn Sie es mir erlauben, so möchte ich Ihnen Etwas vortragen."

„Nun, was denn, mein Kind? sprich nur, Du störst mich nicht."

„Eben war Herr von Feldheim hier."

„Wie? schon wieder?" rief erzürnt Margarethe. „Nein, das ist doch zu stark!"

„Ja, aber heute wollte er nicht zur Frau Baronin."

„Nun, zu wem denn sonst?"

„Ei, er wollte zu mir."

„Zu Dir? Aber warum sprichst Du denn zu mir davon?"

„Verzeihung! was er bei mir wollte, betrifft die gnädige Frau.“

„Nun, so sprich, was wollte er denn?“

„O, nur eine Kleinigkeit, wie er sagte. Nichts weiter, als daß ich einen Brief von ihm auf die Toilette der Frau Baronin legen solle.“

„Unerträglich! Welche Frechheit! Du nahmst doch diesen Brief nicht an?“

„Ach, Gott bewahre, was denken Euer Gnaden von mir? Ich schlug es ihm rund ab. Da bot er mir erst einen, dann zwei, drei, vier Louisdor. Ich aber sagte, er möge sein Geld behalten, ich hätte meinen Gehalt, und wenn der nicht zulange, eine gütige Herrin, die mir gäbe, was ich bitte. Nun legte er sich auf's Bitten, er sagte: ‚Ich solle doch nur Vernunft annehmen, es sei ja nur ein harmloser Abschiedsbrief an meine gnädige Frau, da er morgen eine lange Reise antreten müsse.‘ Ich sagte: ‚Soviel ich wisse, stehe meine gnädige Frau nicht in so genauer Verbindung mit ihm, daß er ein Recht habe, an sie Abschiedsbriefe zu schreiben; dazu genüge vollkommen seine Karte, er möge mir diese mit der Bemerkung pour prendre congé übergeben, und diese wollte ich mit Vergnügen an die Frau Baronin abgeben.‘ Da lachte er und meinte: ‚Nein, mein Kind,

das geht nicht, ich habe der Frau Baronin zu viel zu sagen, ehe ich abreise.' Ich sagte: ‚Ei, Herr von Feldheim, wenn das ist, so lassen Sie sich doch bei der Frau Baronin melden; wenn Sie angenommen werden, so können Sie ja Alles weit besser mündlich sagen. Ist das aber nicht der Fall, so ist dies ein Beweis, daß meine gnädige Frau Ihre interessanten Mittheilungen nicht hören mag.' Nun versuchte er ein anderes Mittel; er sagte, ich sei ein allerliebster, kleiner Satan, und wollte mich küssen. Ich bewies ihm das Teuflische meiner Natur, indem ich ihm statt des Kusses eine so derbe Ohrfeige gab, daß er, sich um und um drehend, seinen Brief zur Erde fallen ließ. Lion, der mit mir in dem Dorfe gewesen war, nahm ihn auf, indem er ihn einmal in die Luft werfend, dann wieder auffangend, ihn hin und her zaus'te und in einen ganz greulichen Zustand versetzte. Ich rettete den Brief und gab ihn dem ganz wüthenden Herrn mit einer tiefen Verbeugung, indem ich sagte: ‚Hier ist der Brief, Lion hat ihn gelesen, ich rathe Ihnen daher, das kluge Thier zu ersuchen, den Inhalt seiner Gebieterin mitzutheilen; denn meine gnädige Frau liebt den Hund sehr und wird ihn sicher noch heute zu sich rufen, Sie haben dann an ihm einen sichern und würdigen Boten Ihrer interessanten Mittheilungen.' Ich mußte,

trotz meiner Mühe, ernsthaft zu bleiben, laut auflachen über die grenzenlose Wuth Herrn von Feldheim's. Er stammelte endlich mühsam: ‚Müßte ich nur nicht morgen in aller Frühe fort, da solltest Du, verdammte Hexe, schon sehen, was es heißt, mich beleidigen.‘ Noch einmal drohte er mir mit der geballten Faust, als er sich wüthend entfernte. Wäre nicht Lion bei mir gewesen, ich hätte mich gefürchtet, denn er sah gar so bös aus. Jetzt wollte ich nun die gnädige Frau fragen, ob ich mich zu Ihrer Zufriedenheit benahm.“

Die Baronin hatte erst mit etwas verdrießlicher Miene diese lange, weitschweifige Erzählung von „ich that,“ „ich sagte,“ mit angehört, aber zuletzt erheiterte sich ihr Gesicht, sie hörte mit vielem Vergnügen von der Ohrfeige, ja sie mußte wider Willen lachen, als sie sich den Hund dachte, wie er mit seinen komischen Sprüngen, die sie hinreichend kannte, umhertanzte und den Brief — sie durfte nicht daran zweifeln, daß es ein Liebesbrief war — zerzaus'te, ein Umstand, der Marien zum Gegenstande einer so beißenden Impertinenz diente.

Nun sagte sie: „Ja, mein Kind, Du bist ein kluges Mädchen, ich bin ganz zufrieden und Dir dankbar, daß Du jenen Unverschämten [illegible]andeltest, wie er es verdient. Damit Du aber [illegible]'s dabei

verlierst, so nimm dies —" sie legte ihre Börse in die Hand des Mädchens.

Diese wollte das reiche Geschenk ablehnen und stammelte: „Frau Baronin, ich —"

„Schon gut, mein Kind, sträube Dich nicht, ich will es so. Und wenn Du Etwas brauchst, so wende Dich nur immer an mich. Aber höre noch Eins. Je weniger über diese Sache gesprochen wird, desto besser ist es, deßhalb schweige Du darüber. Ich will durchaus nicht, daß mein Gemahl von Fremden und vielleicht mit Zusätzen diese Sache erfährt; ich selbst werde ihn davon unterrichten."

Das Mädchen küßte die ihr dargereichte Hand und entfernte sich.

Margarethe athmete auf. — „Gott sei Dank! Endlich bin ich von meiner freiwilligen Gefangenschaft befreit!" Sie blickte prüfend zu dem vom schönsten Sonnenuntergange goldstrahlenden Himmel auf und rief freudig: „Ah, morgen giebt es sicher einen schönen Tag. In aller Frühe reis't jener Mensch ab, ich kann also schon morgen meine Promenaden wieder aufnehmen. — Lion! Lion! komm, wir wollen sehen, ob wir auch noch gut laufen können."

Die letzten Worte rief sie, als sie die Treppe hinablief und nun von der riesigen Dogge stürmisch begrüßt, gleich einem fröhlichen Kinde in den Garten eilte, von dem Hunde in Freudensprüngen gefolgt.

Zweites Kapitel.

Großer Nutzen eines klugen Hundes als Begleiter schöner Damen.

Die Baronin hatte Recht gehabt, der folgende Tag war wunderschön und warm, obgleich der September zu Ende ging. Von dem Hunde begleitet, der, nachdem er durch lautes Bellen und einige tolle Sprünge seine Freude zu erkennen gegeben, nun ruhig und ehrbar an ihrer Seite dahinschritt, machte sie sich auf den Weg. Die kleinen, durch derbe Stiefelchen geschützten Füße kletterten mit Behendigkeit den steilen Bergpfad hinan, der, durch die herabgefallenen Nadeln der Bäume schlüpfrig gemacht, sie zuweilen nöthigte, sich ihres mit einem starken Stocke versehenen Sonnenschirmes als Stütze zu bedienen. Die Wangen glühten von der Anstrengung, der schöne Busen, dessen herr-

Tritt er in ihr Zimmer, so reicht sie ihm mit dem gleichgültigsten Gesicht die Hand und sagt kalt: ‚Guten Abend, lieber Freund, kommst Du schon nach Hause?‘ — ‚Ei, es ist gar nicht schon,‘ sagt er, ‚denn ich bin zwei volle Stunden länger geblieben, als ich glaubte.‘ — ‚Wirklich? Ist's möglich? Wie doch die Zeit so schnell vergeht! Ich habe mich so vortrefflich mit diesem Buche unterhalten, daß ich den Stundenlauf gar nicht bemerkte.‘ — ‚Er wird dann bald roth, bald bleich, beißt sich auf die Lippen und wendet sich ab. Solche Scenen habe ich mehrere zu beobachten Gelegenheit gehabt. Als der Herr abgereis't war, stand sie fröhlich wie eine Lerche auf, doch als sie seinen Brief erhielt, zitterten ihre Hände und sie wurde ganz bleich. Ich beeilte mich mit ihrer Toilette, damit ich sie verlassen konnte. Wie sie mir später wieder klingelte, war ihr schönes Gesicht von Weinen ganz geschwollen, sie sah bejammernswerth aus. Seit diesem Tage habe ich oft genug die Spuren von vergossenen Thränen an ihr bemerkt.“

„Nein, das ist aber doch wirklich, um vor Erstaunen und Neugierde aus der Haut zu fahren. So lieben sich also Beide, ohne es zu wissen. Das ist die wunderbarste Geschichte, die mir in meinem Leben passirte. Wenn man es nur wüßte, was eigentlich

die Ursache von diesem Allem ist. Ahnen Sie denn gar Nichts, Mariechen?“

„I nun, ich habe so meine eignen Gedanken. Sehen Sie, die gnädige Frau ist trotz ihrer Güte schauderhaft stolz. Der Baron mag sie vielleicht beleidigt haben und sie — wird es ihm nie vergeben. Was auch geschehen sein mag, so ist es in der Hochzeitsnacht geschehen, denn seit dieser Nacht hat der Baron mit keinem Fuße das Schlaf- und Ankleidezimmer seiner Gemahlin betreten.“

„Ja, das weiß ich, Jean sagte es mir, und der Herr hat auch gar nicht wie ein glücklicher Ehemann ausgesehen, als er wieder am Morgen sein Zimmer betrat. Sie werden sicher Recht haben, Mariechen. Aber wenn es so ist, dann geht es nicht gut, ist sie stolz, ist er es nicht minder. Ich kenne ihn seit langen Jahren, er war oft beim Grafen Welser, meinem früheren Herrn. Er wird eben so wenig nachgeben. Ach, wie das werden soll, weiß der liebe Gott! Die Herrschaft könnte so glücklich sein, und macht sich doch gegenseitig das Leben schwer. Ja, ja! so ist es. Wer keine Noth hat, macht sich welche. Wenn ich bedenke, wie glücklich ich mit meinem Seligen war, Du lieber Himmel! und wir waren doch so sehr arm! Ja, ja! Reichthum allein macht nicht glücklich, aber ohne Geld ist auch das größte

eheliche Glück unvollkommen, denn wer kann sich seiner Liebe und seines Glückes freuen, wenn ihn die Noth drückt? Na, der liebe Gott weiß am Besten, was uns dienlich ist. Er wird unsere Herrschaft schon noch glücklich machen, denn sie verdienen es."

Nach diesen hoffnungsvollen Worten der Frau Schenck ging Jedes an seine Geschäfte.

* *
*

Sechs Wochen waren seit des Barons Abreise verflossen, als Margarethe, die sich nicht mehr über den Schloßgarten hinaus wagte, eines Abends auf dem Balcon des Speisesaales saß. Trüben Blickes schaute sie in die Ferne, in ihren Gedanken bemüht, die Zeit zu errathen, wann ihr Gemahl heimkehren werde.

Sein beharrliches Schweigen kränkte und verletzte, bestärkte sie aber auch in der Ueberzeugung, daß nicht Geschäfte, sondern nur seine verletzte männliche Eitelkeit, sein Trotz es seien, die ihn fortgetrieben. „Denn," sagte sie zu sich selbst, „wenn er mich nur ein wenig, ein ganz klein wenig liebte, so würde er doch wenigstens schreiben, daran können ihn seine Geschäfte nicht verhindern. Aber es liegt auf der Hand, ich bin ihm ganz gleichgültig, er

langweilte sich und will sich zerstreuen; dabei hofft er, mich für meine Kälte zu bestrafen, mich durch seine Abwesenheit zu betrüben. Ich werde ihn aber glauben machen, daß es mir ganz und gar keine Unruhe macht, ob er kommt oder geht, er soll nicht die geringste Empfindlichkeit über sein Schweigen an mir bemerken. Ja, so muß es sein; kommt er zurück, so werde ich ihn empfangen, als sei er gestern von mir gegangen, und keine Frage an ihn richten."

Sie wurde in ihrem Plänemachen gestört, Marie trat zu ihr und sagte: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich Sie zu stören wagte. Wenn Sie es mir erlauben, so möchte ich Ihnen Etwas vortragen."

„Nun, was denn, mein Kind? sprich nur, Du störst mich nicht."

„Eben war Herr von Feldheim hier."

„Wie? schon wieder?" rief erzürnt Margarethe. „Nein, das ist doch zu stark!"

„Ja, aber heute wollte er nicht zur Frau Baronin."

„Nun, zu wem denn sonst?"

„Ei, er wollte zu mir."

„Zu Dir? Aber warum sprichst Du denn zu mir davon?"

„Verzeihung! was er bei mir wollte, betrifft die gnädige Frau."

„Nun, so sprich, was wollte er denn?"

„O, nur eine Kleinigkeit, wie er sagte. Nichts weiter, als daß ich einen Brief von ihm auf die Toilette der Frau Baronin legen solle."

„Unerträglich! Welche Frechheit! Du nahmst doch diesen Brief nicht an?"

„Ach, Gott bewahre, was denken Euer Gnaden von mir? Ich schlug es ihm rund ab. Da bot er mir erst einen, dann zwei, drei, vier Louisdor. Ich aber sagte, er möge sein Geld behalten, ich hätte meinen Gehalt, und wenn der nicht zulange, eine gütige Herrin, die mir gäbe, was ich bitte. Nun legte er sich auf's Bitten, er sagte: ‚Ich solle doch nur Vernunft annehmen, es sei ja nur ein harmloser Abschiedsbrief an meine gnädige Frau, da er morgen eine lange Reise antreten müsse.' Ich sagte: ‚Soviel ich wisse, stehe meine gnädige Frau nicht in so genauer Verbindung mit ihm, daß er ein Recht habe, an sie Abschiedsbriefe zu schreiben; dazu genüge vollkommen seine Karte, er möge mir diese mit der Bemerkung pour prendre congé übergeben, und diese wollte ich mit Vergnügen an die Frau Baronin abgeben.' Da lachte er und meinte: ‚Nein, mein Kind,

das geht nicht, ich habe der Frau Baronin zu viel zu sagen, ehe ich abreise.' Ich sagte: ‚Ei, Herr von Feldheim, wenn das ist, so lassen Sie sich doch bei der Frau Baronin melden; wenn Sie angenommen werden, so können Sie ja Alles weit besser mündlich sagen. Ist das aber nicht der Fall, so ist dies ein Beweis, daß meine gnädige Frau Ihre interessanten Mittheilungen nicht hören mag.' Nun versuchte er ein anderes Mittel; er sagte, ich sei ein allerliebster, kleiner Satan, und wollte mich küssen. Ich bewies ihm das Teuflische meiner Natur, indem ich ihm statt des Kusses eine so derbe Ohrfeige gab, daß er, sich um und um drehend, seinen Brief zur Erde fallen ließ. Lion, der mit mir in dem Dorfe gewesen war, nahm ihn auf, indem er ihn einmal in die Luft werfend, dann wieder auffangend, ihn hin und her zaus'te und in einen ganz greulichen Zustand versetzte. Ich rettete den Brief und gab ihn dem ganz wüthenden Herrn mit einer tiefen Verbeugung, indem ich sagte: ‚Hier ist der Brief, Lion hat ihn gelesen, ich rathe Ihnen daher, das kluge Thier zu ersuchen, den Inhalt seiner Gebieterin mitzutheilen; denn meine gnädige Frau liebt den Hund sehr und wird ihn sicher noch heute zu sich rufen, Sie haben dann an ihm einen sichern und würdigen Boten Ihrer interessanten Mittheilungen.' Ich mußte,

trotz meiner Mühe, ernsthaft zu bleiben, laut auflachen über die grenzenlose Wuth Herrn von Feldheim's. Er stammelte endlich mühsam: ‚Müßte ich nur nicht morgen in aller Frühe fort, da solltest Du, verdammte Hexe, schon sehen, was es heißt, mich beleidigen.‘ Noch einmal drohte er mir mit der geballten Faust, als er sich wüthend entfernte. Wäre nicht Lion bei mir gewesen, ich hätte mich gefürchtet, denn er sah gar so bös aus. Jetzt wollte ich nun die gnädige Frau fragen, ob ich mich zu Ihrer Zufriedenheit benahm.“

Die Baronin hatte erst mit etwas verdrießlicher Miene diese lange, weitschweifige Erzählung von „ich that,“ „ich sagte,“ mit angehört, aber zuletzt erheiterte sich ihr Gesicht, sie hörte mit vielem Vergnügen von der Ohrfeige, ja sie mußte wider Willen lachen, als sie sich den Hund dachte, wie er mit seinen komischen Sprüngen, die sie hinreichend kannte, umhertanzte und den Brief — sie durfte nicht daran zweifeln, daß es ein Liebesbrief war — zerzaus'te, ein Umstand, der Marien zum Gegenstande einer so beißenden Impertinenz diente.

Nun sagte sie: „Ja, mein Kind, Du bist ein kluges Mädchen, ich bin ganz zufrieden und Dir dankbar, daß Du jenen Unverschämten [illegible]andeltest, wie er es verdient. Damit Du aber [illegible]'s dabei

verlierst, so nimm dies —" sie legte ihre Börse in die Hand des Mädchens.

Diese wollte das reiche Geschenk ablehnen und stammelte: „Frau Baronin, ich —"

„Schon gut, mein Kind, sträube Dich nicht, ich will es so. Und wenn Du Etwas brauchst, so wende Dich nur immer an mich. Aber höre noch Eins. Je weniger über diese Sache gesprochen wird, desto besser ist es, deßhalb schweige Du darüber. Ich will durchaus nicht, daß mein Gemahl von Fremden und vielleicht mit Zusätzen diese Sache erfährt; ich selbst werde ihn davon unterrichten."

Das Mädchen küßte die ihr dargereichte Hand und entfernte sich.

Margarethe athmete auf. — „Gott sei Dank! Endlich bin ich von meiner freiwilligen Gefangenschaft befreit!" Sie blickte prüfend zu dem vom schönsten Sonnenuntergange goldstrahlenden Himmel auf und rief freudig: „Ah, morgen giebt es sicher einen schönen Tag. In aller Frühe reis't jener Mensch ab, ich kann also schon morgen meine Promenaden wieder aufnehmen. — Lion! Lion! komm, wir wollen sehen, ob wir auch noch gut laufen können."

Die letzten Worte rief sie, als sie die Treppe hinablief und nun von der riesigen Dogge stürmisch begrüßt, gleich einem fröhlichen Kinde in den Garten eilte, von dem Hunde in Freudensprüngen gefolgt.

Zweites Kapitel.

Großer Nutzen eines klugen Hundes als Begleiter schöner Damen.

Die Baronin hatte Recht gehabt, der folgende Tag war wunderschön und warm, obgleich der September zu Ende ging. Von dem Hunde begleitet, der, nachdem er durch lautes Bellen und einige tolle Sprünge seine Freude zu erkennen gegeben, nun ruhig und ehrbar an ihrer Seite dahinschritt, machte sie sich auf den Weg. Die kleinen, durch derbe Stiefelchen geschützten Füße kletterten mit Behendigkeit den steilen Bergpfad hinan, der, durch die herabgefallenen Nadeln der Bäume schlüpfrig gemacht, sie zuweilen nöthigte, sich ihres mit einem starken Stocke versehenen Sonnenschirmes als Stütze zu bedienen. Die Wangen glühten von der Anstrengung, der schöne Busen, dessen herr-

liche Formen das hohe, glatt anliegende Leibchen des braunen Taffetkleides deutlich zeigte, hob sich schnell von den tiefen Athemzügen. Ihr kleiner, schöner Kopf, mit dem in zahlreiche Zöpfe geflochtenen Haar umwunden, über das die durch die Bäume dringenden Sonnenstrahlen spielend dahinglitten und es in goldenen Reflexen schimmern ließen, war unbedeckt, denn Margarethe hatte die Laune, bei ihren auf eigene Hand unternommenen Promenaden den Hut zu verschmähen. Zur Bedeckung des Kopfes diente ihr nöthigen Falles die Kapuze des leichten weißen Wollenmantels, den sie auf dem Arme trug.

Endlich war sie auf der Höhe angekommen. Hier wehte der Wind frisch und für die Erhitzte etwas kühl, schauernd hüllte sie sich in die weiten Falten des Mantels und zog die Kapuze über den Kopf. — Wenn nicht eben so schön als in ihrer Heimath, von der auch mit dem besten Glase einen Schimmer zu sehen das in der Ferne zu ihrer Rechten sich hinziehende hohe Gebirge sie verhinderte, war doch die Aussicht schön zu nennen. Wie dort, war der Horizont von, wenn auch kleineren, Bergeshöhen begrenzt, hinter denen sich wieder, aber in nebelgrauer Ferne, andere Gebirgszüge emporthürmten. Im Thale, anmuthig zwischen Feldern, kleinen Laubholzwäldchen verstreut, von Bächen und Flüßchen durchschnitten, lagern zahl-

reiche Dörfer. Alle jene Bäche und Flüßchen eilen dem gemeinsamen Ziele zu, sie stürzen sich sämmtlich in den die reizende Landschaft in Schlangenwindungen, gleich einem schimmernden Silberbande, durcheilenden Strom. Es ist derselbe, der bei der Heimath Margarethens vorübereilt und der die Residenz, wo Egon weilt, durchschneidet. Vorüber — vorüber eilen seine Wellen, sie wollen nicht weilen, um die Grüße mitzunehmen, die ihnen Margarethe auftragen möchte. Sie wendet sich endlich mit Gewalt von den trüben Gedanken ab, die sich ihrer bemächtigten, und schaut in die Gegend hinein, die wir zu schildern versuchten, und über der jene goldene, klare Atmosphäre ruht, die schönen Herbsttagen eigen ist, und in der wir die fernsten Gegenstände klar und deutlich unterscheiden. Die farbenreiche herbstliche Pracht der Laubwälder entzückt das Künstlerauge Margarethens, und der tiefe, ruhige Frieden, der über der Landschaft ruht, theilt sich auch allmählich ihrem Geiste mit; heller wird ihr Antlitz, heiterer das Lächeln, mit dem sie in die schöne Gegend hinausschaut. Endlich wendet sie sich langsam zu einer kleinen Gruppe hundertjähriger Buchen, unter deren breitem, herrlichem Laubdache eine zierliche Bank für sie errichtet worden war. Hier war ihr Lieblingsplatz, hier das gewöhnliche Ziel aller ihrer Promenaden, hier pflegte sie zu träumen

oder zu lesen. Auch diesmal zog sie ein Buch aus der Tasche ihres Kleides. Ein Maler hätte sich kein schöneres Motiv zu einem Gemälde wünschen können, als sich ihm hier darbot. In einer nachlässigen Haltung unbewußter Grazie saß sie da, der Mantel umfloß sie in malerischen Falten, aus dessen weit auf den Hinterkopf zurückgesunkener Kapuze schaute das holde, blühende Gesicht hervor, das zuweilen Streiflichter der Sonne überliefen. Zu ihren Füßen, mit den Vorderpfoten auf ihrem Kleide, auf dem der häßliche, aber kluge Kopf ruhte, lag Lion, mit blinzelnden Augen die Herrin hütend.

So saß sie einige Zeit lesend, auch dann und wann einen träumerischen Blick in die Ferne werfend.

Da erhob der Hund lauschend den Kopf. Plötzlich sprang er knurrend auf, eine zusammengezogene Stellung einnehmend, als sei er zum Sprunge auf einen Feind bereit. Margarethe glaubte, es nähere sich ein Holzschläger oder irgend eine Holzleserin; sie legte beruhigend die Hand auf seinen Kopf, indem sie sprach: „Still, Lion! Lege Dich, mein Thier!" Mit sichtlichem Widerstreben gehorchte der Hund dem nochmals ausgesprochenen Befehl, aber seine Augen hafteten aufmerksam und drohend auf einer seitwärts gelegenen Tannengruppe, wo Brombeer- und Himbeerstauden hoch emporgeschossen, mit Schwarzdornbüschen

verschlungen, ein gutes Versteck für Jeden boten, der ein solches wünschte. Margarethe begann einige Unruhe zu fühlen, doch unterdrückte diese noch der Gedanke, es sei irgend ein Armer, der sie um Etwas zu bitten wünsche. Es wäre dies nichts Neues gewesen, denn alle Landleute kannten die Promenaden der Baronin nach diesem Punkte und benutzten diese Kenntniß, um der gütigen Frau ihre kleinen Anliegen vorzutragen. Doch hatte sich der Hund noch niemals so dabei benommen, sie sah, er wittere einen Feind. All' ihren Muth zusammennehmend, rief sie: „Wenn Jemand hier ist, der mit mir zu sprechen wünscht, der trete furchtlos vor. Wo nicht — schicke ich den Hund in das Gebüsch!"

Ihren Worten folgte ein leises Geraschel und dann ein wüthendes Gebell des Hnndes. Sie erbleichte und stieß einen Schrei aus, doch schnell ihren Schrecken beherrschend, erhob sie sich mit Würde, die Röthe des Zornes trat auf ihre Stirn.

Herr von Feldheim war hervorgetreten und näherte sich, den Hut in der Hand, mit süßlichem Lächeln unter vielen Verbeugungen.

So wie er näher kam, wollte der Hund sich auf ihn stürzen, doch Margarethe hielt ihn abermals zurück. Mit strengem Tone rief sie dem Gecken entgegen: „Was

wollen Sie hier, mein Herr? Mit welchem Rechte wagen Sie, mir zu folgen?"

Noch einmal verneigte er sich tief, ehe er erwiderte: „Mit keinem, gnädige Frau, wenn Sie nicht meine leidenschaftliche Liebe zu Ihnen als ein solches gelten lassen wollen. Meine Besuche haben Sie nicht angenommen, gestern wies auch Ihr Mädchen meinen Brief zurück; ich war in Verzweiflung, was blieb mir übrig, als Ihnen zu folgen? Denn sprechen mußte ich Sie."

„Unerhörte Frechheit!" rief Margarethe, vor Verachtung und Zorn erglühend. „Doch, was kann man wohl von Ihnen Besseres erwarten, man kannte Sie und warnte mich. Um Ihren Unverschämtheiten auszuweichen, verließ ich das Schloß nicht; nur die Nachricht Ihrer Abreise brachte mich seit langer Zeit zum ersten Male hierher."

Er lächelte höhnisch und sagte: „Ich ahnte so Etwas, und deßhalb sagte ich Ihrem Mädchen, ich reise ab. Meine Hoffnung ist erfüllt. Ich habe Ihnen Viel zu sagen."

„Mir?" rief, über alle Beschreibung entrüstet, Margarethe. „Wenn Ihnen auch gelang, mich in die Falle zu locken, so soll es Ihnen doch Nichts helfen. Ich sage Ihnen, daß ich Sie nicht hören werde, denn

von Ihren Lippen kann mir Nichts kommen, was mir zu hören geziemte."

Sie wendete ihm den Rücken, um zu gehen, er verhinderte sie nicht, aber er sprach lauernd: „Auch nicht, wenn es Ihren Gemahl betrifft?"

Sie zuckte zusammen und blieb zögernd stehen, nach einer kleinen Pause aber entgegnete sie: „Was könnten Sie mir von ihm zu sagen haben? Er würde nicht Sie als seinen Boten wählen!" Sie wollte weiter gehen.

Er aber vertrat ihr, trotz des knurrenden Hundes, den Weg, und sagte mit einem rohen Gelächter: „O, das glaube ich wohl, daß er mich nicht schicken wird, um Ihnen zu sagen, daß — er sie betrügt."

Margarethens Antlitz überzog eine tödtliche Bläße, sie wankte. Er streckte den Arm aus, um sie zu halten. Das aber gab ihr alle Kraft zurück; abwehrend trat sie zurück und rief mit zitternden Lippen: „Sie lügen!"

„Nein, ich lüge nicht. Der Baron fand es wahrscheinlich zu langweilig auf Lerslie, er eilte nach der Residenz, wo er sich in den Armen der schönen Mademoiselle Angiolina, der ersten Tänzerin der Oper, zerstreut."

Trotz aller Anstrengung vermochte Margarethe

seinem forschenden Auge den tödtlichen Schmerz nicht zu verbergen, der bei seinen Worten ihr Inneres erschütterte. Die Augen sanken ein und schienen erloschen, ihre Blässe war erschreckend, selbst die bebenden Lippen wurden weiß; fest preßte sie die Hand auf das fast brechende Herz.

Er glaubte die Gelegenheit zu seinem Siege gekommen, er hoffte, sie werde ihn, wenn nicht aus Liebe, so doch aus Rache erhören. Näher tretend, sprach er: „Sie glauben meinen Worten jetzt, ich sehe es. Ich bedauere unendlich, daß ich das Werkzeug sein mußte, das Ihre Täuschung vernichtete. Betrüben Sie sich nicht, ein Mann, der Sie betrügen konnte, ist auch nicht eines Gedankens der Trauer werth. Warum wollen Sie dem Ungetreuen Ihre Treue bewahren? Rächen Sie sich, erhören Sie meine ehrerbietige Liebe. O, wenden Sie sich nicht ab, hören Sie mich an, ich sterbe vor Liebe zu Ihnen. Aus Erbarmen schenken Sie mir nur einen — nur einen gütigen Blick!"

Er war vor ihr niedergekniet und streckte jetzt die Hand nach der ihrigen aus.

Sie wich zurück. Doch war dies nicht nöthig, denn ehe er sie berühren konnte, war Lion's Geduld zu Ende; mit einem Satz sich auf ihn stürzend, warf

er ihn nieder und stand nun über seiner Brust, mit funkelnden Augen auf ihn niederschauend, die Doppelreihe der weißen, glänzenden Zähne zeigend, und bei jeder Bewegung, die der Besiegte versuchte, nach ihm schnappend.

Margarethe athmete auf, sie war jetzt überzeugt, daß er um seiner schmutzigen Zwecke willen sie belog; ihm näher tretend, sagte sie: „Sie sind ein elender Lügner! Wehrlose Frauen anzufallen, gleich einem Straßenräuber — nein, noch schlimmer, als ein solcher, denn der will nur das Geld, Sie aber wollen Derjenigen, welche Sie mit Ihrer widerlichen sogenannten Liebe verfolgen, das unschätzbarste Gut, die Ehre, rauben — dazu haben Sie den Muth. Jetzt liegen Sie da in Ihrer ganzen kläglichen Erbärmlichkeit. Ihr Leben ist in meiner Hand. Was hindert mich, dem Hunde den Befehl zu geben, der Ihren augenblicklichen Tod in der schrecklichsten Gestalt zur unfehlbaren Folge haben würde? — Könnte ich doch eine verdienstliche Handlung verrichten, wenn ich die Welt von einem Menschen befreite, der den Namen eines braven Vaters schändet! — Danken Sie Gott, daß ich religiös genug bin, um Ihre Strafe seinem allmächtigen Arme zu überlassen, der Sie sicher erreichen wird. — Das war also der Zweck Ihrer verächtlichen Lüge! Selbst wenn mein Gemahl leichtsinnig genug

gewesen wäre, seine und meine Ehre zu beflecken, so würde ich doch nicht so wahnsinnig sein, dieselbe durch ein Verbrechen von meiner Seite noch mehr zu besudeln. — — Ich sage Ihnen — und merken Sie wohl darauf —: Sollten Sie je es nur auch mit einem Worte wagen, davon zu sprechen, daß Sie mir eine Liebeserklärung machten, so werde ich Ihre jetzige lächerliche Lage überall erzählen, und Sie wissen sehr wohl, daß dies bewirken wird, was alle Ihre Verbrechen nicht vermochten; es wird Sie in der guten Gesellschaft, die Alles verzeiht, nur nicht die Lächerlichkeit, unmöglich machen. Sie können sich Glück wünschen, daß meine tiefe Verachtung Ihrer Person mich verhindert, meinen Gemahl von der mir widerfahrenen Beleidigung zu unterrichten. Ich weiß, Sie müssen auf andere Weise Ihr Ende finden, als durch die Kugel eines Edelmannes. Denken Sie an mich, wenn Ihre Stunde kommt." Selbst von Grausen über ihre letzten Worte, die wie unbewußt über ihre Lippen kamen, ergriffen, wollte sie gehen.

„Um Gotteswillen, gnädige Frau! Sie wollen mich doch mit dem schrecklichen Thiere nicht allein lassen?" rief der Elende mit zusammenklappernden Zähnen. Jedes seiner Worte accompagnirte ein lautes, immer drohender werdendes Knurren des Hundes.

Sie antwortete: „Der Hund wird hier bleiben, denn man soll mich nicht mit einem Menschen Ihres Rufes aus dem Walde kommen sehen. Fürchten Sie Nichts, er wird Sie nicht berühren; sobald ich weit genug entfernt bin, wird ein Pfiff ihn zu mir zurückrufen." Eine kleine silberne, mit Edelsteinen besetzte Pfeife diente ihr zu diesem Zwecke. Sie sprach weiter: „Verhalten Sie sich ruhig, so wird Ihnen Nichts geschehen." Abermals wendete sie sich ab.

Er aber schrie in Todesangst: „Erbarmen, Frau Baronin! Ich fürchte mich vor dem Hunde, ich will Ihnen versprechen, so lange Sie nur wollen, auf diesem Platze zu bleiben. Unter zwei Stunden will ich ihn nicht verlassen, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort."

Margarethe lachte verächtlich. Mit unbeschreiblichem Hohne erwiderte sie: „Ihr Ehrenwort? Um das zu geben, müßten Sie erst ein Ehrenmann sein; ein Mensch, gleich Ihnen, hat keins. Doch, ich glaube, Ihre erbärmliche Feigheit wird genügen, Sie hier festzuhalten. Aber nehmen Sie sich wohl in Acht, mein Hund ist klug; wenn Sie mir zu folgen wagen, stehe ich für Nichts. Komm, Lion!"

Der Hund gehorchte, doch vorher schnappte er noch einmal hastig nach dem Gesicht des Besiegten,

jedoch ohne ihn zu berühren; dann folgte er seiner Herrin, aber sein Kopf war zurückgewendet und die funkelnden Augen bedrohten noch immer den Feigling, der sich nicht eher zu erheben wagte, als bis das Thier verschwunden war. Dann sprang er mit einem furchtbaren Fluche empor und murmelte: „Puh, von dieser Sache darf ich wirklich Nichts verlauten lassen, denn dies Teufelsweib würde ihre Drohung wahr machen und man würde ihr glauben. — Ja, ja, ich habe zu viel Feinde. Schade! Es hätte sich solch' allerliebste kleine Geschichte daraus machen lassen. Es ist doch verdammt, daß ich mich an dieser stolzen Frau nicht rächen kann; puh, hätte ich das gewußt, so würde ich mich wohl gehütet haben, mir die Finger zu verbrennen. Es hat schon Manche stolz gethan, und wenn wir allein waren, klang es ganz anders. Wenn ich nur den verfluchten Hund niederschießen könnte. — Nein, Alfred, nimm Dich in Acht, mit dieser Frau hast Du kein Glück! — Was will ich denn aber? Ich lechze nach Rache! Ei, habe ich die denn nicht schon? Trotz ihres Unglaubens an meine Worte ist doch der Brand des Zweifels in ihr Herz geworfen. Ei, ihrem Aussehen bei meiner Lüge nach, wird sie so viel leiden, als ich nur wünschen kann. Denn sie ist viel zu stolz, um ihren Gemahl um die Wahrheit zu befragen. — Fahr'

hin, stolzer Tugendspiegel, es giebt ja Frauen genug, wir wollen uns einmal die hübschen Französinnen ansehen. Ja, das wollen wir thun, der Alte muß Geld herausrücken; wenn er nicht will, wird ihn schon die Alte so weit bringen." — Mit diesen eben so feinen, als ehrerbietigen Benennungen meinte er seine Aeltern. — Er begab sich auf den Heimweg, aber wohlweislich nahm er den entgegengesetzten Weg, um aus dem Walde zu kommen.

Drittes Kapitel.

Der Baron kommt verliebter zurück, als er gegangen, und hat sich überzeugt, daß man doch nicht Alles kann, was man will.

Als der Baron seine Frau verließ, um fern von ihr zu versuchen, sich von seiner Liebe zu befreien, nahm er sich vor, mindestens sechs Wochen weg zu bleiben und während dieser Zeit auch nicht ein einziges Mal an sie zu schreiben, ja nicht einmal an sie zu denken. Mit allen nur möglichen Zerstreuungen, die eine Residenzstadt bietet, versuchte er seine Liebe zu tödten, er schien ganz und gar den Charakter seines Vaters angenommen zu haben. Ja, er versuchte sogar ein verzweifeltes Mittel, das seiner nicht würdig war und Herrn von Feldheim Anlaß zu der gegen die Baronin ausgesprochenen Lüge gab. Durch

einen Bekannten ließ er sich bei der ersten Tänzerin des Hoftheaters einführen. Es hatte dies gar keine Schwierigkeit, denn Mademoiselle Angiolina war wegen ihrer Kunst und Schönheit zwar berühmt, aber zugleich wegen ihres Lebenswandels berüchtigt. Egon wollte sich mit Gewalt in sie verlieben, allein ihr entgegenkommendes Betragen, ihre unweiblichen Witze, ihr freches Gelächter, die Schamlosigkeit ihrer Kleidung ließen sie ihm häßlich erscheinen, stießen ihn so zurück, daß er nur ein Mal und nie wieder ihr Haus betrat. Dies verursachte der Dame großen Aerger, die all' ihre — wie sie glaubte — unwiderstehliche Liebenswürdigkeit entfaltet hatte. Unerhört war es, daß er ihr widerstand. — Die zahlreichen Anbeter der schönen capriziösen Tänzerin mußten es in den nächsten Tagen büßen, daß der schöne reiche Baron ihr entgangen war, dem sie den ersten Platz an ihrem Triumphwagen zugedacht und dessen Börse sie so gern des Ueberflusses entledigt hätte.

Nicht lange dauerte es, bis der Baron die vollkommene Nutzlosigkeit seiner Reise einsah. Jeden Abend, wenn er die Ruhe suchte, mußte er es sich gestehen, wie sehr alle Vergnügungen, ja selbst solche, welche ihn sonst amüsirten, ihm schaal und unbefriedigend erschienen. Jeder seiner Gedanken richtete sich dem einzigen Ziele zu, und selbst in Träumen

erschien ihm nur Margarethens holde Gestalt, bald liebend, bald stolz und kalt vor sein inneres Auge tretend. Fern von ihr war er noch elender, als in ihrer Nähe.

Gar zu gern wäre er sogleich nach dieser Entdeckung, die er schon in der ersten Woche seiner Anwesenheit in der Residenz machte, zurückgekehrt, aber sein Stolz gab dies nicht zu, er sagte bei sich: „Nein, ich habe mir ein Mal diese bestimmte Zeit gesetzt und dabei soll es bleiben; ich müßte mich ja vor mir selbst schämen, wenn ich mir nicht Wort halten wollte. Und wer weiß — vielleicht vermißt sie mich und empfängt mich dann um so freundlicher."

Kaum aber war die bestimmte Frist vorüber, als er auch schneller, als er gegangen, zurückeilte; er traf am selben Morgen, wo sie den Spaziergang machte, in Lerslie ein. Nachdem er seine Toilette ein wenig verändert hatte, folgte er ihr eine Stunde nach ihrem Weggange; zwar konnte ihm Niemand gewiß sagen, wohin sie gegangen, allein er ahnte das Ziel ihrer Promenade. Als er aufsteigend der Höhe näher kam, hörte er die Stimme Margarethens, der eine männliche Stimme antwortete. Ein entsetzlicher Schmerz durchzuckte ihn; denn in blinder Eifersucht glaubte er sogleich, er komme zu einem Rendezvous. Näher schleichend, verbarg er sich hinter

dem nämlichen Gebüsch, welches erst dem Anderen als Versteck diente; dort kaum angelangt, hörte er zitternd vor wüthender Eifersucht die Worte Feldheim's: „Meine Hoffnung ist erfüllt, ich habe Ihnen Viel zu sagen." Schon wollte er in blinder Wuth hervorstürzen, um den Frechen mit eigenen Händen zu erwürgen, als Margarethens Antwort ihn beruhigte und die Situation in ganz anderem Lichte zeigte. Er hielt sich zurück, er wollte doch hören — denn sehen konnte er nicht, da das Gestrüpp zu dicht war — was folgen werde. Die Verleumdung, welche nun folgte, ließ den brennenden Wunsch in ihm entstehen, den Eindruck zu beobachten, den diese Lüge auf sie hervorbringen würde; fühlte sie nur einen Funken Liebe für ihn, so mußte ihr Gesicht es jetzt zeigen. Vorsichtig die Ranken zur Seite ziehend, gelang es ihm auch wirklich mit einigen Wunden in den nur unvollkommen durch die feinen Glacés geschützten Händen, eine Oeffnung zu bewerkstelligen, die ihm zu sehen gestattete. Doch es hatte zu lange gedauert, die günstige Gelegenheit war vorüber. Er erblickte Margarethe, aber nur die immer höher steigende Röthe der Entrüstung, Zorn, Verachtung und Ekel zeigten sich auf ihrem Gesicht, denn eben machte der Wüstling seine Liebeserklärung. Mit großer Genugthuung sah er den Sprung des Hundes und

hörte zufrieden alle jene Beleidigungen mit an, die Margarethe dem am Boden Liegenden sagte. Egon war entschlossen, sich nicht einzumischen, er wollte Feldheim nicht Ursache geben, zu denken, die Baronin habe seine Anwesenheit gewußt und dieses Bewußtsein habe ihr Betragen geregelt. Natürlich hegte er deßhalb noch keineswegs die Absicht, dem Verführer die Strafe zu schenken. Ruhig folgte er der Davoneilenden.

Noch war Margarethe nicht weit gegangen, als sie aus der Ferne ein Knacken der Zweige zu hören glaubte. Lauschend blieb sie stehen, doch ein Blick auf den Hund beruhigte schnell die aufsteigende Besorgniß. Das gut dressirte Thier stand vor ihr mit dem kurzen Schweife wedelnd, seine mit lebhaftem Ausdruck auf sie gerichteten Augen, sein freundliches Winseln drückten die fast menschliche Bitte aus, ihn fortzulassen.

Sie verstand ihn und sprach: „Nun, Lion, was giebt es? Such'!"

Mit einem einzigen Satze war er über eine vierfache Reihe ganz junger Tannenbäumchen hinweg und stürzte sich mit Freudengeheul in den Wald. Margarethe erbebte und lehnte sich an den ihr zunächst stehenden Baum; sie wußte, wer allein von dem

Hunde mit so stürmischer Freude begrüßt werden konnte. Es dunkelte ihr vor den Augen, ihre Bewegung war so heftig, daß sie fürchten mußte, die Besinnung zu verlieren; sie machte riesenhafte Anstrengungen, um ihre Bewegung zu bemeistern. Glücklicherweise dauerte es noch einige Zeit, ehe der Baron, der sich nur mit Mühe der stürmischen Liebkosungen des Hundes erwehren konnte und dadurch am raschen Vorwärtsschreiten gehindert war, herankam. Sie hatte Zeit, sich zu beruhigen, doch eine tiefe Gluth verbreitete sich über ihr Gesicht, als sie, ihm die Hand reichend, sagte: „Du bist es, Egon? Wann kehrtest Du zurück?"

Er küßte ihre Hand und sagte, sie mit strahlendem Blick anschauend: „Es war 11 Uhr, als ich ankam; meine Freude, wieder zu Hause zu sein; und meine Ungeduld, Dich zu sehen, waren so groß, daß ich Dich sogleich aufsuchen mußte. Heißest Du mich nicht willkommen; liebe Margarethe?"

„Ja, wenn es wirklich wahr ist, was Du sagst, so heiße ich Dich von Herzen willkommen."

Er wollte Etwas erwidern, doch als er in ihr Auge blickte, schwieg er, sich auf die Lippen beißend; denn obgleich die Worte freundlich waren, so war doch der Ton, der Blick, ja das Lächeln, welches sie

begleitete, so kalt, daß er sich nicht aufgelegt fühlte, noch weiter sein Glück, wieder bei ihr zu sein, zu betheuern.

Sie bemerkte wohl den ungünstigen Eindruck, welchen ihre Worte auf ihn machten, sie sah es, wie sein strahlender Blick sich verdüsterte; zwar ärgerte sie sich über sich selbst, allein ihr Stolz verhinderte sie, durch ein freundliches, liebreiches Wort den Fehler zu verbessern.

Er schritt mit gesenktem Kopf neben ihr dahin, wahrhaft betrübt über diesen kalten Empfang.

Das Schweigen wurde ihr unendlich drückend; um nur Etwas zu sagen, fragte sie: „Warst Du auf der Höhe, da Du diesen Weg zurückkamst?“

„Ja. Als ich vernahm, daß Du nach den Bergen gegangen seiest, vermuthete ich sogleich das Ziel Deiner Promenade und kam eben an, als Du Dich von jenem Menschen entferntest. Wie es scheint, ward er Dir durch seine Aufmerksamkeiten lästig. Nur die Rücksicht auf Dich verhinderte mich, hervorzutreten, doch er soll seiner Strafe nicht entgehen.“

Margarethe erschrak, als sie den Blitz des Hasses sah, der in seinem Auge aufleuchtete, als er diese Worte sprach. Sie beschloß, alle ihre Macht über ihn zu benutzen und um jeden Preis ein Duell zu

verhindern. Mit flehendem Blick und sanftem, überredendem Tone sprach sie: „Bester Egon, ich beschwöre Dich, laß den Menschen in Ruhe, er hat seine Strafe erhalten und wird es nie wieder wagen, sich mir zu nähern. Glaube mir, lieber Freund, es ist besser, wenn Du schweigst. Niemand kennt seine Frechheit, er selbst weiß nicht, daß Du Kenntniß davon hast, denn ich sagte ihm, daß ich Dir nicht davon sprechen werde, da er zu schlecht sei, um von Deinen Händen gestraft zu werden. — Wenn Du Dich mit ihm schlägst, so wird Jedermann die Ursache erfahren, und ich will nicht, daß mein Name in so schmachvoller Verbindung genannt werde. Erfülle meine Bitte, es ist die erste, die ich an Dich richte."

Er schwieg und schaute finster zu Boden.

Sie sprach weiter: „Hörst Du mich nicht, Egon, ist es ein zu schweres Opfer, das ich von Dir verlange? Willst Du nicht dies eine Mal meinen Bitten nachgeben?" —

Er bewegte sich nicht und sein Blick war so düster als vorher.

Sie wendete sich gekränkt ab und sagte bitter: „Nun wohl, handle nach Deinem eisernen Willen, mache die Beschimpfung, die ich heute erlitt, öffentlich. Ich sehe wohl, Du empfindest weder Achtung noch Freundschaft für mich."

„Margarethe! Margarethe! Wie kannst Du so sprechen? Wohlan, es sei. Der Elende soll frei ausgehen."

„Du giebst mir Dein Wort?" rief sie freudig, seine Hand ergreifend.

„Ja, Du hast mein Wort; allein ich mache eine Bedingung. Ich will Alles wissen, was er Dir sagte, Alles, was zwischen Euch geschah. Glaube nicht, daß irgend ein Gedanke des Mißtrauens gegen Dich mir diesen Wunsch diktirt. Das ist nicht der Fall, bei meiner Ehre! Doch, ich habe andere Gründe dafür."

„Du sollst Alles wissen. Nicht gern thue ich es, allein es ist billig, daß ich, um Deine Nachgiebigkeit zu belohnen, meinen Widerwillen überwinde."

Sie theilte ihm nun Alles mit, was wir wissen; als sie aber bis zu jener Verleumdung kam, zögerte sie und ließ dies weg, sie fürchtete, nicht ruhig genug davon sprechen zu können. Des Barons Blut kochte von Neuem vor Zorn, als er die Geschichte mit dem Briefe hörte, er fühlte Reue sich durch sein Wort gebunden zu haben. Gerade Das, was Margarethe wegließ, wollte er von ihr hören, um sich rechtfertigen zu können, da er ihr um keinen Preis sagen wollte, daß er der ganzen Scene beigewohnt, denn er fürchtete, dadurch in ihr den Gedanken zu erwecken, er

habe sie aus Mißtrauen belauscht. Als sie ihren Bericht geendigt, blickte er sie forschend an und sagte betonend: „Ist das Alles?"

Sie senkte erröthend und verwirrt die Augen, indem sie stammelte: „Ja — nein — nicht Alles."

„Nun?" fragte er.

Sie schwieg noch immer.

Er fuhr fort: „Warum erröthest Du so sehr, kannst Du mir das Uebrige nicht auch sagen? Ist es denn so sehr beleidigend für Dich?"

„Nein — Ja — Nun denn — Ach, Egon, Du peinigst mich! Ich möchte es Dir wohl sagen, aber es wird mir schwer, von etwas so Unwürdigem zu sprechen."

Er schwieg und blickte sie erwartend an.

Sie hatte gehofft, er werde ihr das Weitere erlassen, wenn er ihr Widerstreben sehe. Jetzt wurde sie zornig und rief heftig: „Nun, wenn Du es denn durchaus wissen willst. Er sagte, Du seiest der Geliebte jener Tänzerin Angelina." Fest blickte sie ihn an, um den Eindruck zu sehen, welchen diese Worte auf ihn machen würden. Die schwere Last des leisen Zweifels wich aus ihrem Herzen, als sie in das edle, offene Gesicht blickte; sie wußte nun ganz gewiß, daß es eine Lüge war.

Er fragte ruhig: „Und Du? Glaubtest Du daran?“

„Nein, ich weiß, es ist Verleumdung!“

„Woher weißt Du das?“

„Das weiß ich selbst nicht. Aber ich sehe es, ich weiß, Du bist zu edel, um mich so sehr zu beleidigen; ich weiß, Du wirst nie eine Frau lieben, die eines solchen Rufes genießt, wie jenes Mädchen.“

Der Baron lächelte und ergriff Margarethens Hand, sie innig an seine Lippen drückend. „Ich danke Dir, liebe Margarethe, ich danke Dir für Dein Vertrauen,“ sagte er. „Ich bin seiner nicht unwürdig. Doch Feldheim hatte einen scheinbaren Grund —“

Margarethens Hand zuckte in der seinen.

„Fürchte Nichts,“ sprach er weiter. „Wie würde ich wagen, vor Dein Auge zu treten, Deine Hand zu berühren, wenn ich mir eine Untreue vorzuwerfen hätte? — Ich besuchte mit einem Bekannten jenes Mädchen. Doch nur ein einziges Mal und nie wieder. Neugierig und in vielleicht nicht ganz reiner Absicht war ich gekommen, von Abscheu erfüllt ging ich wieder. Das ist Alles.“

Margarethe lächelte, legte ihren Arm in den seinen und begann ein heiteres Gespräch. So kehrten sie heiter und im besten Einvernehmen nach dem Schlosse zurück.

Der Baron hoffte im Stillen, es werde sich vielleicht später doch noch eine Gelegenheit finden lassen, mit Feldheim anzubinden, ohne daß der Name Margarethens in's Spiel komme. Zugleich nahm er sich vor, nie wieder so lange seine Frau zu verlassen.

Auf Lerslie begann nun das vorige Leben von Neuem, und noch waren nicht zwei Monate verflossen, als Beide es vollständig unerträglich fanden. Voll Verzweiflung sah er ein, daß er auch nicht einen Schritt weiter in Margarethens Gunst gekommen war. Dies elende Leben fortwährender Kämpfe erschöpfte seine Kraft, seine Gesundheit litt. Auch Margarethe wurde immer bleicher. Endlich faßte er einen Entschluß; er schlug vor, daß man den Winter in der Residenz zubringen wolle. Margarethe willigte mit Freuden ein und Anfang December bezogen sie die elegante Wohnung in der Stadt, die der alte Baron für sie gemiethet.

Viertes Kapitel.

Abermals Frau Clara.

Frau Walters hatte wirklich für einige Zeit ihre Gefallsucht ganz vergessen, sie schien nur für ihren Mann zu leben; besuchte sie Gesellschaften, so konnte sich Niemand rühmen, einen jener bezaubernden Blicke empfangen zu haben, welche sie sonst zahlreich und freigebig genug austheilte.

Allgemein fand man sie zu ihrem Vortheil verändert. Manche, die sie genauer kannten, bezweifelten freilich, daß dies strenge zurückhaltende Betragen von Dauer sein werde.

Albert aber zweifelte nicht, er war zu glücklich, um nicht fest an ihre wirkliche Besserung zu glauben, seine zärtliche Liebe trug sie fast auf den Händen. Kaum äußerte sie einen Wunsch, so war er schon er-

füllt oder der Erfüllung nahe, wenn er nur einigermaßen im Bereich der Möglichkeit lag. Keine Mühe, kein Opfer erschien ihm zu groß, um die geliebte Frau zu erfreuen.

So verging Albert die Zeit in einem wahren Wonnerausch, er glaubte die Zeit gekommen, wo er sich ungestört und ohne Sorge um dessen Dauer seinem Liebesglück überlassen dürfe. Aber als alle benachbarten Gutsbesitzer ihre Landsitze verließen, um die Winterfreuden der Residenz zu genießen, erlitt Clara's Laune eine rasche Veränderung; endlich wurde ihr dies ununterbrochene Liebesleben langweilig. Die nur selten durch gelegentliche Besuche unterbrochene Einsamkeit schien ihr unerträglich, da sie allein sich nicht zu unterhalten verstand. Für das Glänzen in Gesellschaft erzogen, dienten ihr Musik und alle ihre Kenntnisse nur als Mittel zum Zweck, nicht zur Erhebung des Geistes und Beglückung einsamer Stunden. Ihrem weltlich gesinnten Geiste fehlte das richtige Gefühl und Verständniß, um sich aus den Meisterwerken großer Dichter und Musiker jenes Glück zu schaffen, das in dem Strudel der Welt nicht zu finden ist.

Von Tage zu Tage wurde sie launischer, die Langeweile machte sie mürrisch, und sie plagte ihren Mann, dessen große Liebe ihre Fehler immer wieder

entschuldigte, durch ihren Eigensinn zuweilen ganz entsetzlich. Als aber auch Margarethe mit ihrem Gemahl nach der Residenz ging und auf der Reise dahin einen Tag in Waltersdorf verweilte, war es vollends gar nicht mehr mit Clara auszuhalten. Um der Langeweile, welche sie plagte, ein rasches Ende zu machen, faßte sie ihren Entschluß.

Der alte Herr Walters war auch zuweilen ganz ärgerlich über die oft wechselnden Launen und den Eigensinn seiner Schwiegertochter; doch mochte er im Grunde die schöne und, wenn sie wollte, ganz unwiderstehliche Clara sehr gut leiden, auch vergaß er niemals ihren alten Adel; ihre Macht über ihn war nicht gering, das wußte sie und darauf baute sie ihren Plan.

Eines Morgens trat sie in sein Zimmer und rief: „Guten Morgen, liebster Papa!"

Er saß am Schreibtisch. Als er ihre Stimme vernahm, blickte er erstaunt auf, sich erhebend, kam er ihr entgegen; die Hand ergreifend, welche sie ihm mit dem verführerischsten Lächeln entgegenstreckte, sagte er: „Ei, guten Morgen, meine liebe Clara! Was verschafft mir denn die Ehre eines so frühen Besuches? Kommen Sie, meine Tochter, nehmen Sie Platz." Er führte sie zum Sopha. An ihrer Seite

sich niederlassend, fuhr er fort: „Sie haben gewiß ein Anliegen, mein liebes Kind. Nur immer heraus damit!“

Lächelnd sagte sie: „Ach ja, Väterchen, Sie haben es getroffen. Aber ehe ich es Ihnen sage, muß ich beichten. Ach, liebster Papa, ich langweile mich erschrecklich! Da, jetzt ist es glücklich heraus!“

„Aber, beste Clara, ich weiß nicht, was ich zu dieser Klage sagen soll. Albert liebt Sie doch so zärtlich und thut Alles, was nur in seinen Kräften steht, um Sie zu unterhalten.“

„Ach ja, das weiß ich, aber —. Wissen Sie, Papa, eine immerwährende Liebe ohne alle Abwechselung wird zuletzt — eben auch langweilig.“ Bei diesen Worten erhielt ihr schöner kleiner Mund durch ein langes Gähnen eine bedeutende Ausdehnung.

Herr Walters runzelte die Stirn, als er trocken erwiderte: „Wirklich, meinen Sie? Nun, da wünschen Sie vielleicht, daß mein Sohn zur Abwechselung ein Mal eine andere Dame lieben möchte, damit die Eifersucht Sie ein wenig zerstreue.“

Sie fuhr wirklich erschrocken in die Höhe und rief: „O, Gott behüte und bewahre mich vor solchem Unglück! Ach, Papa, wie können Sie das Herz haben, solch' grausamen Gedanken zu fassen? Wie schrecklich

wäre das! Wie elend würde ich Aermste dann sein!"

Herr Walters war sogleich besänftigt, sein Gesicht erheiterte sich, er sagte, über ihren Eifer lächelnd: „Nun, wenn es nicht das ist, so weiß ich wirklich nicht, was Sie wollen."

„Sehen Sie, liebster Papa, um Ihnen das zu erklären, muß ich etwas weit ausholen, damit Sie es begreiflich finden, daß ich mich doch und trotz der großen, mir so theuren Liebe meines Albert, langweilen kann. Sie wissen, ich bin von Kindheit an an ein glänzendes Leben mitten im Geräusche der Welt gewöhnt, denn war ich auch arm und eine Waise, so verfehlte man doch niemals, um des glänzenden alten Namens willen, dessen letzte Trägerin ich war, mich zu allen Festen des Adels einzuladen. Meine arme, gute Tante putzte mich nach Kräften heraus und führte mich überall hin, immer in der stillen Hoffnung, mich eine glänzende Parthie machen zu sehen. Meine Schönheit machte Aufsehen, unzählige Heirathsanträge wurden mir gemacht; ich schlug sie alle aus, da keiner der Herren, die an Stand mir gleich, an Reichthum mir weit überlegen waren, also in so weit ganz wünschenswerthe Parthieen genannt werden konnten, mein Herz zu gewinnen im Stande war."

Sie sagte da eine kolossale Lüge. Zwei Heirathsanträge hatte sie allerdings erhalten, als sie zuerst in der Gesellschaft erschien und ihre Koketterie noch nicht so bekannt war. Aber jene beiden Herren waren zwar Edelleute, doch nicht sehr reich, sondern nur Besitzer eines mäßigen Rittergutes, das sie wohl standesgemäß erhielt, aber den Ansprüchen Clara's nicht genügen konnte. Darum schlug sie beide Anträge aus, indem sie bei sich meinte, für sie sei höchstens ein Graf gut genug. Liebeserklärungen von vornehmen, reichen Herren hatte sie allerdings genug gehört, aber keinen ernstlichen Antrag; denn ihre in den Kreisen des Adels fast sprüchwörtlich gewordene Gefallsucht hielt Männer mit ernstlichen Absichten ihr fern. Anbeter besaß sie ebenfalls in Menge, aber das waren nur jene — Schmetterlingen gleichenden Stutzer, die, von einer Dame zur anderen flatternd, sich mit Jeder amüsiren und Jeder in unzähligen Variationen Dasselbe sagen, denen es aber nie einfällt, Eine von jenen thörichten Jungfrauen, welche mit Entzücken das süße Gift der Schmeichelei in sich aufnehmen, zu heirathen.

Clara setzte ihre Rede fort: „Ich gehörte nicht zu jenen Frauen, die ihre Hand versagen, ohne ihr Herz geben zu können, die nur darnach streben, durch Hingabe ihrer Person eine sichere Lebensstellung zu

erlangen. — Da kam Albert — und trotz seines bürgerlichen Standes liebte ich ihn. Alle Spottreden meiner Bekannten verachtend, wie sie es verdienten, überwand ich jedes Hinderniß und reichte ihm meine Hand. Was galten mir Standesrücksichten gegen meine Liebe!"

Mit vielem Pathos betonte sie ihre letzten Worte, nur vergaß sie hinzuzufügen — und seinen großen Reichthum; ja von Rechtswegen hätte dieser eigentlich noch vor der Liebe genannt werden sollen, denn, wie schon gesagt, liebte sie Anfangs nur diesen.

„Sehen Sie, mein lieber, guter Papa," sprach sie weiter, „an das glänzende, geräuschvolle Leben in der vornehmen Welt gewöhnt, ist es wohl nur natürlich, daß, trotz der Liebe meines Mannes, die Einsamkeit, in der ich jetzt lebe, mich eine Leere empfinden und mich langweilen läßt. Albert hat seine Beschäftigungen, aber ich habe außer den seltenen Besuchen, die ich erhalte, gar keine Unterhaltung. Die Langeweile macht mich launisch und ich werde nun ganz unausstehlich, ich weiß das sehr wohl, aber ich kann mir durchaus nicht helfen. Ich bin mir selbst zur Last, peinige Sie und meinen süßen Albert durch unzählige Launen und Einfälle, von denen immer einer alberner ist als der andere."

Herr Walters lachte laut auf, indem er sagte: „Aber, Töchterchen, Töchterchen! Wenn Sie wissen, welch' kleiner Eigensinn Sie sind, warum bessern Sie sich denn nicht?"

Sie machte ein allerliebstes Schmollgesicht, als sie entgegnete: „Ja, das ist leichter gesagt, als gethan. Schon oft habe ich es versucht, aber was wollen Sie, ich fand, es gehe nicht. Die Langeweile ist stärker, als mein Wille." Schmeichelnd legte sie ihre Arme um seinen Hals und flüsterte: „Jetzt, Väterchen, kommt die Bitte; es ist zugleich das beste Mittel, mich von der Langenweile zu heilen. Also, der langen Rede kurzer Sinn ist dieser: Ich möchte gern den Winter in der Residenz zubringen. Liebes Väterchen, wenn Sie doch Albert die Sache vorstellen wollten! Da Sie so das geräuschvolle Treiben der Welt nicht lieben, könnten Sie ja ganz gut die Geschäfte allein leiten. Wir kämen recht oft, Sie zu besuchen, und dann begleiten Sie uns, um einige Tage bei uns zu bleiben. Margarethe und Egon würden sich so sehr freuen und wir Alle zusammen den herrlichsten Familienzirkel bilden. — Ach, wie schön wäre das! Bestes, liebstes Väterchen, wenn Sie meine Bitte doch erfüllen wollten, ich würde so glücklich sein!" Ihre weiße Hand streichelte seine Wangen,

und um ihren Sieg zu vollenden, drückte sie ihre rosigen Lippen auf seinen Mund.

Er war vollständig gewonnen und entgegnete mit väterlichem Lächeln: „Nun, Sie mögen Recht haben, mein Kind. Es liegt viel Wahres in Ihren Worten, und die Gewohnheit ist eine große Macht. Da Sie es so sehr wünschen, will ich sehen, was sich thun läßt; ich werde mit Albert sprechen und dies sogleich.“

„Lieber Papa, ich danke Ihnen herzlich; ach, was bin ich glücklich, solch' liebes, gutes Väterchen zu besitzen!“ Noch einen Kuß drückte sie auf die Lippen des schmunzelnden alten Herrn und entfernte sich ganz glücklich über den durch ihre Diplomatie errungenen Sieg; denn daß dieser nun nicht mehr sehr zweifelhaft war, wußte sie, sie war überzeugt, daß ihr Schwiegervater sich ihres Wunsches mit ernstlichem Willen annehmen werde; nun bedurfte es nur noch einiger zärtlicher Worte zu Albert, und die Sache war abgemacht.

Und so war es auch wirkich. Trotz des anfänglichen Widerstrebens ihres Gemahls saß sie doch, strahlend vor Schönheit und Wonne, vierzehn Tage später in dem Salon einer großen eleganten Wohnung in der Hauptstraße der Residenz.

„O, lieber Albert!“ rief sie dem eben Eintretenden entgegen, „ist es nicht reizend hier? Man sollte im Winter immer nur in der Stadt leben. Im Sommer freilich ist es in unserem alten Schlosse ganz entzückend. Komm, setze Dich zu mir, mein süßer Albert.“ Schmeichelnd zog sie den Lächelnden an ihre Seite nieder, ihren Kopf an seine Brust lehnend, schaute sie zu ihm auf: „Gestehe es mir, Herzensmännchen, nicht wahr, hier ist es schöner?“

Er drückte sie zärtlich an sich, seine Augen ruhten mit innigster Liebe auf dem schönen emporgerichteten Antlitz, als er entgegnete: „Ich weiß es nicht. Ueberall, wo Du bist, meine Clara, ist es schön. Wenn ich Dich in meinen Armen halte, kümmert mich die ganze Welt nicht. Ob wir in der Stadt oder auf dem Lande sind, mir gilt es gleich.“

„Ach, Du bist ein Schmeichler, Du böser Mann!“ Die Entgegnung verhindernd, schlossen ihre Lippen seinen Mund. — — — —

„Bravo! Bravo! So ist es schön! Drei Jahre verheirathet und noch immer eine Zärtlichkeit wie in den Flitterwochen!“ So rief lachend und applaudirend der alte Baron Leslie. Er war unangemeldet eingetreten.

Etwas verletzt über den frivolen Ton, trat ihm Albert entgegen, um ihn zu begrüßen.

Clara aber, hochroth vor Zorn, rief in stolzem Tone: „Nun, ich muß gestehen, es ist nicht fein von Ihnen, Baron, uns so zu überraschen. Ich meinerseits kann durchaus nichts Lächerliches darin finden, wenn ein liebendes Ehepaar sich küßt, da es allein und unbeobachtet zu sein glaubt!"

„Gnädigste Frau, ich bin von Reue zerknirscht, seien Sie mir nicht ungnädig über meinen harmlosen Scherz. Erlauben Sie mir, Ihre schöne Hand zu küssen, und wenden Sie mir wieder die Sonne Ihrer Gnade zu."

Als sie rasch ihm ihre Hand entzog und schmollend den Blick von ihm abwendete, fuhr er fort:

„Ich verdiene es wirklich nicht, daß Sie mich so streng behandeln, denn ich bringe Ihnen eine angenehme Nachricht."

„So, ei wirklich? Und worin bestände denn diese? Sagen Sie schnell, dann wird man sehen, ob sie es werth ist, daß man Ihnen verzeiht."

„Wohlan, so hören Sie denn. Endlich ist es meinen beharrlichen Bemühungen gelungen, noch eine Loge im ersten Range des Hoftheaters aufzutreiben; jedoch müssen Sie diese mit meiner Schwiegertochter theilen."

Clara's Antlitz hatte sich bei seinen ersten Worten

erheitert, bei den letzten verdüsterte es sich wieder und schlimmer, als vorher; sie fürchtete Margarethens jugendlichere Schönheit. Allein gesehen, war sie eine vollkommen schöne Frau, aber sie war sieben und zwanzig Jahre alt und Margarethe zählte erst zwanzig Jahre. Diese war natürlich frischer, auch schon darum, weil sie nur sehr wenig in der glühenden Atmosphäre der großen Welt gelebt hatte, deren Vergnügungsjagd durch ihre Strapazen die Schönheit schneller verwelken läßt, als ein im Schooße der Ruhe, inmitten reiner Landluft verbrachtes Leben.

Man stelle nur zwei junge Damen von gleichem Alter und Verhältnissen neben einander, von denen Eine, in der Stadt erzogen, mitten im Strudel des Vergnügens, alle Genüsse theilte und, von einem Vergnügen zum anderen eilend, während eines Winters mindestens zwanzig Bälle besuchte; während die Andere, auf dem Lande erzogen, als Kind mit ihrem Bruder in allen Leibesübungen wetteiferte und, erwachsen, höchstens drei bis vier auf den benachbarten Gütern gegebene Bälle mitmachte. Die Stadtdame wird bleich und erschöpft, nervenschwach im Uebermaß, und mindestens drei Jahre älter aussehen, als sie wirklich ist; die Andere wird, einer blühenden Rose vergleichbar, ein reizendes Bild kräftigster Gesundheit sein.

Aus diesen unglücklichen Folgen der immer mehr überhand nehmenden Vergnügungssucht ist auch jene thörichte Ansicht hervorgegangen, daß die Röthe der Wangen gemein sei. Manches Backfischchen, welchem günstige Verhältnisse oder eine eisenfeste Gesundheit — die dem vielen langen in der Schule Sitzen widerstand — noch die Rosen der Wangen erhielt, betrachtet sich vor ihrem ersten Balle verzweiflungsvoll im Spiegel und seufzt: „Mein Gott! was sehe ich doch gemein aus! Wie fein und vornehm sieht doch dagegen Geheimraths Magdalena mit ihren lilienbleichen Wangen! Wenn ich nur auch solch' vornehmen Teint hätte! Ich möchte nur wissen, was sie gemacht hat; denn vergangene Ostern, als sie confirmirt wurde, sah sie noch röther aus als ich; meine Wangen haben nur die Farbe einer Centifolie, die ihrigen aber sahen aus wie eine Päonie. Wenn ich nur ihr Mittel kennte!"

Jenes junge Mädchen, das unglückliche Opfer verkehrter Ansichten und alberner Eitelkeit, hatte so lange Essig getrunken, bis die blühende Farbe ihrer Wangen verschwand. Nun frohlockte sie, denn jetzt sah sie doch blaß, vornehm, interessant aus. Ach! aber nur zu bald fand sie, daß auch die Gesundheit, deren sie sich sonst erfreute, mit verschwunden war. Zu spät bereuete sie ihre Eitelkeit. — Man verzeihe

uns diese Abschweifung, doch wir fanden, daß dies ein passender Platz für unsere Bemerkungen war, und gewiß Viele unserer geehrten Leserinnen werden unsere Ansichten theilen und es anerkennen, daß es nothwendig ist, dergleichen entgegen zu treten. Wenn jede Dame dies in ihren Kreisen thut, so wird man solche verkehrte Ansichten über weibliche Schönheit bald nicht mehr hören; und findet man nur erst wieder, daß der rosige Schimmer der Wangen Das ist, was er ist, nämlich der reizendste Schmuck der Jugend, dann wird man auch durch eine vernünftigere Erziehungsmethode darauf hinzuwirken suchen, daß er unseren Töchtern erhalten bleibt. — — —

Frau Walters fürchtete also einen Vergleich. Doch tröstete sie endlich nach längerem Sinnen der Gedanke, da Margarethens Schönheit eine der ihren ganz entgegengesetzte war, so werde ein Vergleich nicht so gefährlich für sie sein.

Während diese Gedanken schnell durch ihren Geist gingen, schüttelte ihr Gemahl dem Baron die Hand und sagte: „Das ist ja sehr angenehm, und ich danke Ihnen recht herzlich, mein lieber Baron. Ich bin sehr erfreut über dieses Arrangement. Daß Margarethe und Egon unsere Loge theilen, vergrößert ja nur das Vergnügen. Wir werden vollkommen

Platz haben, die Vordersitze für die Damen, die Hintersitze für uns."

Der Baron näherte sich wieder dem Sopha und sagte: „Was meinen Sie, gnädige Frau, wollen Sie mir meinen kleinen Scherz verzeihen und das unangemeldete Eintreten entschuldigen? Ich war so eilig, Ihnen meine Neuigkeit mitzutheilen, daß ich, keinen Diener im Vorzimmer findend, es übernahm, mich selbst anzumelden."

Sie antwortete lächelnd: „Ja wohl, mein lieber Baron, ich verzeihe Ihnen und füge meinen Dank hinzu. Aber sagen Sie, wie ist es, können wir wohl heute schon Besitz von unserer Loge nehmen? Ich wünschte dies sehr, denn man giebt heute Gluck's ‚Armide,' und Frau Schröder-Devrient gastirt."

„Gewiß, gnädige Frau; von heute an steht Ihnen die Loge zu Befehl.. Ueberhaupt wird heute die Versammlung im Theater eine sehr glänzende werden; denn einestheils von den hohen Gästen am Hofe, anderntheils von der berühmten Sängerin angezogen, wird der Adel höchst zahlreich vertreten sein. Wir werden daher einen ganzen Flor schöner Damen schauen, unter denen freilich Sie, meine Gnädige, wie immer, die schönste sein werden."

Eine tiefe, galante Verbeugung begleitete seine letzten Worte.

Ein gnädiges Lächeln Clara's und ein freundliches Neigen des stolzen Hauptes lohnte die etwas übertriebene Schmeichelei.

Mehrere ankommende Besuche machten das Gespräch lebhaft und allgemein. Es drehte sich um die zahlreichen Nichtigkeiten, über welche mit Grazie und Geist zu sprechen alle in den höheren Gesellschaftskreisen Verkehrenden verstehen müssen, wenn sie nicht — für dumm gelten wollen. Es ist dies eines der wichtigsten Geheimnisse des feinen Tones.

Wahrhaft geistreiche Leute fühlen sich deßhalb im Allgemeinen so unbehaglich in dem gewöhnlichen Salongeschwätz, weil sie es unbegreiflich finden, wie man nur Worte finden kann, um damit doch eigentlich über — Nichts zu sprechen.

Gewöhnlich sind Jene, welche am behaglichsten in dem seichten Wasser der Salonconservation umherplätschern, die geistig Aermeren; während Andere, die, stumm in irgend einem Winkel sitzend, in das Leere starren, oder an den Wänden, am Kamine, an irgend einer Thür lehnend, den Hut in der Hand mit trübseliger Miene als nicht ganz malerische Statuen umherstehen, die Geistreichsten der Gesell-

schaft sind. Nur haben diese Herren unglücklicher Weise über ihren Studien und anderen wichtigen Dingen das Savoir-vivre des feinen Tones zu lernen vergessen. Natürlich ist keine Regel ohne Ausnahme, so auch hier.

Fünftes Kapitel.

Im Hoftheater.

Am Abende strahlte das Hoftheater in blendendstem Glanze aller seiner Lüsters und Girandolen. Es war dies eigentlich ungewöhnlich, denn sonst befleißigte man sich einer weisen Sparsamkeit und zündete auf den Corridoren und Foyers, wo vielleicht zwölf Girandolen brennen sollten, nur deren drei an. Im Inneren waren sonst nur die Hoflogen zu beiden Seiten der Bühne erleuchtet, und die große Mittelloge blieb stets dunkel; kam nach Verlauf einiger Acte Niemand von der königlichen Familie, so löschte man auch die Girandolen der Hoflogen aus. So war es sonst. Aber heute strahlte die Mittelloge in vollem Glanze ihres Lüstres, und auf den Corridoren herrschte Tageshelle. Heute kostete es dreifache

Preise, es würde sich also nur die exclusivste Crême der Gesellschaft auf den ersten Plätzen versammeln, da durfte man nicht sparen.

Der Baron hatte Recht gehabt, es war eine glänzende Versammlung, welche das Theater füllte.

Bis zur Mittelgallerie des dritten Ranges hinauf rauschte und schimmerte der Atlas, blitzten die Juwelen. Schöne und nicht schöne Damen, Uniformen, Sterne und Orden zeigten sich in buntestem Gemisch. Junge und alte Herren, Offiziere und Stutzer hatten außerordentlich viel zu thun. Mußten Sie Alle nicht die Damen mustern? Waren diese nicht expreß dazu hergekommen, um ihre Schönheit dem langen, frechen, beleidigenden Anstarren durch Brille, Lorgnette und Operngucker auszusetzen? Natürlich wird wohl Jedermann eine schöne Dame gern betrachten; sobald dies aber zu anhaltend geschieht, wird es zur Beleidigung. Viele Herren besitzen nun darin die beispiellose Geschicklichkeit, daß manches arme Opfer, welches sie sich dazu ausersahen, nicht mehr aufzublicken wagt und in ihrem Herzen den Wunsch verspürt, nur eine einzige Stunde ein Mann zu sein, um Dem, welcher sie so beleidigt, die Züchtigung zu Theil werden zu lassen, welche seine Rohheit verdient.

Einem wahren Kreuzfeuer solcher Blicke war auch eine Loge des ersten Ranges ausgesetzt, in welcher

zwei junge Damen und zwei Herren saßen, deren Einer die kleidsame Uniform eines Cavallerieoffiziers trug, der Andere erschien in Civilkleidung. Es waren Clara und Margarethe mit ihren beiden Gatten.

Clara sah außerordentlich schön aus, sie strahlte von Brillanten und trug ein apfelgrünes Atlaskleid, dessen Leibchen und Aermel reich mit weißen Blonden garnirt waren. Trotz des Bewußtseins ihrer Schönheit war sie doch vor Neid erbleicht, als sie die Schwägerin erblickte. Selbst Albert, der sonst nur Augen für Clara hatte, warf heute einen wohlgefälligen Blick auf die Schwester und flüsterte Egon in's Ohr: „Deine Frau wird täglich schöner, mein lieber Bruder.“

Egon nickte lächelnd. Auch er fand dies, aber er freute sich dessen nicht, denn es diente nur zur Vermehrung seiner Qual.

Wirklich war Margarethe heute von einer ganz strahlenden königlichen Schönheit. Aller Blicke, selbst jene der Damen, wendeten sich wieder und immer wieder zu ihr. Sie trug eine Robe von weißem Sammt, mit schwarzen ächten Spitzen verziert, und im Haar ein breites Diadem von purpurrothen Sammt, auf dem Diamantsterne strahlten.

Der Hof erschien und die Ouvertüre begann.

Unter den hohen Gästen zeichnete sich besonders

der Herzog von X. aus. Es war ein großer, schöner Mann, noch jung und von höchst graziösem Benehmen, nur zeichnete ihn der Ruf aus, ein allzugroßer Verehrer des weiblichen Geschlechtes zu sein. Früher hatte er längere Zeit in dem Heere des Königs von . . . . gedient und war also genugsam in den Kreisen der Residenz bekannt. Kaum hatte der hohe Herr die Baronin Lerslie erblickt, als er sich zu dem hinter seinem Stuhle stehenden Kammerherrn wendete: „Sagen Sie mir doch, mein lieber Hohenberg, wer ist die wunderschöne Dame dort drüben?"

Der Kammerherr Graf von Hohenberg liebte die blonden Schönheiten, er glaubte daher, der Herzog meine Clara, und erwiderte: „Kennen Eure königliche Hoheit denn die Dame nicht mehr? Es ist die ehemalige Baroneß von Rüger. Jetzt ist sie vermählt, der hinter ihr sitzende Herr ist ihr Gemahl, der Kaufmann Walters."

„Ach, Sie haben Recht, ich erkenne sie jetzt, unsere schöne Baroneß. Aber ich wünsche zu wissen, wer die andere Schönheit ist, die neben ihr sitzt."

„Verzeihung, königliche Hoheit! Das ist die Baronin Lerslie, die Schwester von dem Gemahl der Baroneß Rüger."

„Wie, Lerslie? Lerslie? Es giebt ja nur zwei dieses Namens, jenen alten Bonvivant und unseren

Kameraden, den Gelehrten" — diesen Namen hatte Egon von den Offizieren erhalten, weil er, statt auf ihre lustige, tolle Art die Zeit todt zu schlagen, es vorzog, sich mit Büchern und Musik zu beschäftigen. Der Herzog sprach weiter: „Er ist es, ich erkenne ihn jetzt. Ei, er ist ein glücklicher Schelm, dieser gelehrte Egon, es ist ein beneidenswerthes Loos, der Gemahl dieser königlichen Schönheit zu sein. Also nur eine Kaufmannstochter ist diese Venus und Juno in einer Person. Heirathete er sie aus Liebe oder wegen ihres Reichthums?"

„O, ich bin überzeugt, entschieden wegen des letzteren. Aber sein Glück scheint nicht gerade übermäßig groß zu sein; denn seine schöne Frau ist kalt — kalt wie Eis."

„So—o—o!" dehnte der Herzog und fügte hinzu: „Ich danke Ihnen, mein lieber Hohenberg. Jetzt wollen wir unserer unvergleichlichen Sängerin lauschen."

Aber die herrlichsten Töne, die der Kehle der berühmten Frau entströmten, konnten heute das kunstverständige Ohr des hohen Herrn nicht fesseln; er blickte immer wieder nach jener Loge, ja er war so zerstreut, daß er zweimal eine Anrede der liebenswürdigen, geistreichen Fürstin Amalie auf so verkehrte Weise beantwortete, daß die hohe Dame ihn

anblickte und kopfschüttelnd zu ihrem Gemahl bemerkte, der Herzog scheine gar nicht bei sich zu sein.

Der Fürst lachte und entgegnete: „Pah, mein liebes Kind, der arme Rudolph ist wieder einmal verliebt oder bildet sich ein es zu sein, was auf Eins herauskommt. Er scheint Nichts weiter zu sehen, als jene Loge dort, ich wette, die schöne Baronin Leslie hat es ihm angethan.“

„Nun ich hoffe, die Dame ist tugendhaft; ich mag den jungen Leslie gern leiden und ich würde es bedauern, wenn seine Herablassung, mit der er jene Kaufmannstochter zu sich erhob, so schlecht belohnt würde,“ entgegnete ernst die Fürstin und wendete, indignirt über die auffällige Aufmerksamkeit, die der Herzog jener Loge weihte, sich ganz von ihm ab.

Clara hatte wohl die Richtung dieser Blicke des Herzogs bemerkt, aber in ihrer Eitelkeit glaubte sie, da der Prinz sie früher auszeichnete, sie gälten ihr.

Margarethe bemerkte Nichts, ihre Blicke waren nur allein auf die Bühne gerichtet, nur zuweilen wendete sie sich zu Egon, um ihm irgend eine entzückte Bemerkung zuzuflüstern.

Der Baron selbst theilte seine Aufmerksamkeit zwischen der Bühne und dem belebten, begeisterten Antlitz, das sich ihm zuweilen zuwendete.

... Zwischenacte öffnete sich plötzlich die Logen-

thür, und zum allgemeinen Erstaunen des vornehmen Publikums, das sehr wohl die Etiquette-Verletzung zu würdigen wußte, welche sich der Herzog dadurch zu Schulden kommen ließ, trat er bei einem Edelmann ein, dessen Gemahlin noch dazu eine Bürgerliche war. Es war entsetzlich!

Beide Herren erhoben sich schnell, als sie den Herzog erblickten.

Der Prinz streckte Egon die Hand mit den Worten entgegen: „Guten Abend, mein lieber Leslie, da Sie nicht zu mir kommen, so mußte ich es wohl thun, wenn ich mit Ihnen zu sprechen wünschte. Wie geht es Ihnen, mein Lieber? Ich hörte, Sie seien vermählt, wollen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin vorstellen?“

Egon erfüllte den Wunsch, im Inneren nicht sehr erbaut von der gnädigen Herablassung des Prinzen, denn er wußte sehr wohl daß es diesem nie eingefallen wäre, sich ihm so gnädig zu bezeigen, wenn Margarethe häßlich gewesen.

Die Baronin verneigte sich höchst würdevoll bei der Vorstellung, ihre Verneigung war viel weniger tief, als die Etiquette es solch' hoher Person gegenüber vorschrieb, was man in den benachbarten Logen mit mitleidigem Lächeln zu bekritteln nicht verfehlte. Besonders war dies in einer der Fall,

wo die drei Parzen — ach nein, Verzeihung! wir wollten sagen die drei Grazien in Person saßen. Es waren dies drei Damen aus dem hochadeligen Geschlecht Derer von „Kranichfuß." Dieses erhabene Geschlecht war noch drei Tage älter als die Welt.

Die Aelteste, eine große starke Dame mit den herrlichsten Wangen von ziegelrother Farbe, warf den Kopf majestätisch in den Nacken und sagte:

„Habt Ihr gesehen, meine Schwestern, in welcher Art jene Kaufmanns-Baronin sich verneigte? Quel horreur! Gerade als sei sie eine Prinzessin."

„Ja," lispelte Fräulein Emerentia. Es war dies eine sehr schlanke Dame mit schmalen Lippen, langer, dünner Nase und den Augen eines Falken, sie stand in dem jugendlichen Alter von dreiundfünfzig Jahren und trug in den herrlichen schwarzen Locken, welche an jedem Morgen von den geschickten Händen ihrer Jungfer auf den hochgeborenen Kopf befestigt wurden, einen Kranz rother Rosen. „Ja, es ist das aber gar nicht zum Verwundern, denn wie kann solche Person einen Begriff davon haben, wie man sich einem Herzog von königlichem Blute gegenüber zu benehmen hat? Sie ist ja Zeit ihres Lebens nur mit Leuten aus dem Volke, aus der Hefe umgegangen."

„O, Du hast wohl Recht, meine Schwester,"

flötete Fräulein Eulalia. Sie war der Schöngeist der hohen Familie, schrieb Gedichte und Romane, welche nach der Versicherung ihrer Schwestern die Welt in Flammen der Begeisterung versetzen würden, wenn sie sich entschließen könnte, die Erzeugnisse ihrer Muße bekannt zu machen. „Es ist schrecklich, meine Theuren! Jedoch wenn man von Oben herein solche Mißgriffe begeht, dann darf man sich freilich nicht wundern, wenn das Bürgerpack immer anmaßender wird. Mein Gott! Seht nur, mit welcher Verehrung der Herzog zu jener niedrig geborenen Frau spricht. Ach es ist eine schlimme Zeit! Es kann nicht fehlen, das Ende der Welt muß nahe sein, denn es ist gar kein Unterschied mehr auf Erden."

Ein tiefer Stoßseufzer schloß die Rede der Dame.

Fort mit Dir, hochgeborenes Fräulein von Kranichfuß, wir haben genug von Dir und Denen, die Dir ähnlich sind. Du nicht auch, lieber Leser?

Der Herzog blickte Margarethe mit Bewunderung an. In der Nähe fand er sie noch schöner und anziehender, und sein Ton war sanft, eben so einschmeichelnd als respectvoll, als er sagte: „Gnädige Frau, ich bin in der That erfreut und beglückt, Ihre Bekanntschaft zu machen. Unser lieber Baron nennt in Ihnen ein unschätzbares Kleinod sein. Werden Sie mir die Ehre erzeigen, mich zu empfangen, wenn

ich mir erlaube, als alter Freund und Kamerad Ihres Gemahls Ihr Haus zu besuchen?"

Ohne alle Verlegenheit erwiderte Margarethe mit graziöser Würde: „Gewiß! Der Besuch Eurer königlichen Hoheit wird uns eine hohe Ehre sein. Die Freunde meines Gemahls sind mir stets willkommen."

„Nun denn, meine Gnädige, und Sie, mein lieber Baron, erwarten Sie mich bald; ich werde mich beeilen, diese gütige Erlaubniß zu benutzen," erwiderte erfreut der Herzog, und als bemerke er jetzt erst Clara, die abwechselnd erröthete und erbleichte, seit sie ihre Täuschung erkannt, fügte er hinzu: „Ei da ist ja auch unsre schöne Baroneß von Rüger! Wie geht es Ihnen, mein gnädiges Fräulein?

Der Herzog hatte schon wieder vergessen, was ihm Graf Hohenberg über ihre Verheirathung gesagt.

Clara's Eitelkeit wurde dadurch geschmeichelt, daß der Herzog sie noch für ein Mädchen hielt; sie erwiderte daher freundlicher, als es sonst geschehen sein dürfte: „Ich danke, gnädigster Herr, mir geht es sehr wohl. Aber erlauben mir Eure königliche Hoheit, Hochdieselben auf einen kleinen Irrthum aufmerksam zu machen. Ich bin schon seit drei Jahren vermählt; ich bitte, erlauben mir Eure königliche

Hoheit, Ihnen hiermit meinen Gemahl, den Kauf- und Fabrikherrn Albert Walters, vorzustellen."

Albert's tiefe Verneigung mit einem freundlichen Kopfnicken erwidernd, sagte der Herzog: „Ach, Verzeihung, gnädige Frau, das wußte ich nicht." Zu Albert gewendet fügte er hinzu: „Ich wünsche Ihnen Glück, mein Herr Walters. Aber Sie haben da dem Hofe eine seiner schönsten Zierden geraubt, als sie ihm Ihre Gemahlin entführten, Sie werden von Vielen beneidet worden sein."

Albert erwiderte sich verbeugend: „Ja, Eure königliche Hoheit haben Recht, ich fürchte, das war wirklich der Fall. Jedoch ich weiß mein Glück zu schätzen und bin der Hoffnung, daß meine Gemahlin noch nicht den Wechsel bereute, der sie aus der glänzenden Atmosphäre des Hofes in die kleinen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens versetzte."

Der Prinz lachte und sagte, als Clara sprechen wollte: „O, sagen Sie Nichts, gnädige Frau, Ihre ganze Erscheinung spricht so laut von Ihrem häuslichen und ehelichen Glücke, daß es keiner weiteren Versicherung bedarf. Auch hätte ich wohl Lust, diese engen kleinen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens wie Herr Walters sie nennt, kennen zu lernen. Doch leben Sie wohl, meine Damen! Auf Wiedersehen mein lieber Leslie." Vor Margarethe sich tief,

gegen Clara leicht verneigend, Egon die Hand schüttelnd und Albert mit freundlichem Kopfnicken grüßend, entfernte sich der Herzog.

Egon war unangenehm von dem großen Aufsehen berührt, welches dieser Besuch in seiner Loge gemacht. Er wußte wohl, wie sehr man ihn beneiden und bekritteln werde, auch war er ein wenig besorgt über den Eindruck, den die sichtliche Bewunderung des Herzogs auf Margarethe gemacht haben konnte, die, an den Umgang mit so hohen Personen nicht gewöhnt, sich am Ende durch diesen Vorzug, dessen sie sich heute erfreute, in ihren Stolze wohl mehr geschmeichelt fühlen konnte als es ihrem Gemahl, der den Herzog hinreichend kannte, wünschenswerth erschien. — Er täuschte sich. — Margarethe legte nicht den geringsten Werth darauf, ihr Stolz schützte sie. An Bewunderung gewöhnt, nahm sie die, welche des Herzogs Worte, seine Augen, sein ganzes Benehmen deutlich aussprach, mit derselben Seelenruhe hin, wie von jedem andern Manne. Diese Bewundrung war ihr weder lästig, noch freute sie sich besonders darüber. Was that es, daß er ein Prinz von königlichem Blute war? Gar Nichts. Er hatte eben so viel, oder vielmehr eben so wenig Recht auf ihre Beachtung, als andere Männer. Er bewunderte sie, bewunderte sie sehr. — Ei ja,

natürlich! Das thaten Alle, also warum nicht auch er? Was weiter? — Das war die Art, wie Margarethe sich ausgesprochen haben würde, wenn sie Egon's Besorgniß gekannt.

In diesem Augenblicke hatte sie den Herzog schon vergessen, alle ihre Aufmerksamkeit gehörte der herrlichen Musik, dem meisterlichen Gesange, an dem sie sich erfreute.

Clara war durch die Anerkenntniß ihrer unveränderten Schönheit Seitens des Prinzen ganz besänftigt, und sammelte als eben so viele Triumphe das hämische Lächeln und die neidischen Blicke, welche von den Damen sie trafen, und bewegte unter dem Feuer der vielen bewaffneten Augen der Herren ihren Fächer mit behaglichster Nonchalence.

Albert seinerseits war erfreut über die stolze Leichtigkeit, mit der Clara ihn dem Herzog vorgestellt. Denn da er ihren stolzen Sinn kannte, so hatte er gefürchtet, sie werde sich durch Verlegenheit lächerlich machen und den Herzog glauben lassen, sie schäme sich des Standes ihres Gatten.

Beim Nachhausefahren fragte Egon seine Frau: „Wie gefällt dir der Herzog, meine Liebe?“

„Er ist ein sehr schöner Mann, aber es liegt in seinem Blicke etwas Lauerndes, was mich zurückstößt und mir Furcht einflößen würde, wenn ich die-

sem Gefühl sehr zugänglich wäre; so aber genügt es vollkomnen, um zu wünschen, er möge mir fern bleiben. Sage Nichts, Egon," unterbrach sie ihn, als er sprechen wollte, „ich weiß sehr wohl, das geht nicht, ich sage Dir einfach, wie Du gewünscht, was ich fühle. Ich kann mich auch täuschen, allein es will mir scheinen, als könne seine Freundschaft für Dich nicht so groß sein, als er sagt, und als man nach diesem Beweis seiner Gunst, mit dem er Dich heute vor dem ganzen Adel bevorzugte, glauben sollte."

„Nein, meine Theure, Du täuschest Dich nicht, der Instinkt der Unschuld warnt Dich vor ihm. Er ist durchaus nicht mein Freund, im Gegentheil man könnte ihn eher meinen bittersten Feind nennen; denn er wird versuchen, Dich mir zu rauben. O, ich kenne ihn, kenne ihn nur zu genau. Du allein bist der Magnet, der ihn in unsere Loge zog, und der ihn bald zu unserem täglichen Besucher machen wird. Glaube ja nicht, daß ich auch nur den geringsten Zweifel an Deiner Ehre und Tugend hege, weil ich Dir dies Alles sage, allein ich hielt es für meine Schuldigkeit, Dich zu warnen, da ich den Herzog und seinen Charakter kenne."

„Ich danke Dir, Egon, für Deine gute Absicht, doch fürchte Nichts, ich werde den Herzog schon in

den gebührenden Schranken zu halten wissen, wenn Du wirklich Recht haben solltest. Der gute Herr wird finden, daß er seine gnädigen Worte und Blicke eben so gut und mit demselben Erfolge an ein Bild oder eine Statue wenden könnte, als an mich."

Und der Baron hatte Recht gehabt, denn der Herzog machte ihm schon am anderen Tage seinen Besuch, den er bald immer öfter wiederholte, bis er wirklich ein täglicher Gast bei ihm war. Er überhäufte Egon mit Freundschaftsbetheurungen, erdrückte ihn fast mit seiner Gunst und schien ohne ihn nicht mehr leben zu können; doch verhinderte ihn dies Alles nicht, der Baronin zwar sehr respektvoll, aber nichts desto weniger eifrig den Hof zu machen.

Margarethe behandelte den Herzog mit der ganzen, seinem hohen Stande gebührenden Achtung und Ehrerbietung, doch konnte er sich nicht der kleinsten Gunstbezeigung rühmen, hätte diese auch nur in einem Blicke, einem Lächeln bestanden; sie war von einer Unnahbarkeit, daß der Herzog endlich an seiner Unwiderstehlichkeit den ersten leisen Zweifel zu hegen begann. Doch verzweifelte er deßhalb noch nicht, im Gegentheil, um so größer war sein Triumph, wenn er doch endlich siegte, wie er gewiß erwartete. Denn er hielt sich überzeugt, daß sie nicht glücklich war, und glaubte, sie liebe ihren Gemahl nicht.

Beharrlich setzte er seine Bemühungen fort. Gab der Baron eine Gesellschaft, so verfehlte der Herzog niemals, sich einzufinden und ihr durch seine Anwesenheit Glanz zu verleihen; er zeichnete Margarethen vor allen anderen Damen so aus, daß sie über Alle gestellt erschien. Jedoch that er dies in einer so respektvollen Weise, daß sie dadurch nicht compromittirt wurde, und es scheinen mußte, als gehe dies Alles nur aus der hohen Achtung, die sie ihm einflößte, sowie aus seiner großen Freundschaft für ihren Gemahl hervor.

Durch dies Betragen hoffte er auf ihre Schwäche, die er entdeckt hatte, auf ihren Stolz zu wirken. Theilweise gelang ihm das auch wirklich. Das heißt in sofern nur, sie fühlte sich geschmeichelt und war ihm dankbar dafür, daß er es übernahm, durch seine achtungsvolle Verehrung sie für unzählige kleine Nadelstiche, die ihr von den vornehmen Damen beigebracht worden waren, zu rächen. Dergleichen kleine Stiche sind nicht weniger schmerzhaft und tief, weil sie scheinbar unabsichtlich das Opfer treffen. Man fühlt die Beleidigung, kann sich aber nicht beklagen, die Beleidigerin würde sich sehr verwundert stellen und ganz außer sich sein, daß die liebe gute Freundin ihre Zärtlichkeit so ganz mißverstehen konnte.

Frau Walters hatte sich der Herzog ganz gewonnen, sie floß über von seinem Lobe, denn sie verdankte ihm — man denke — „einen Titel.“

Der Herzog, der mit feinem Scharfblick sehr schnell die Schwächen Anderer zu entdecken und zu seinen Zwecken zu benutzen verstand, sah sehr bald, daß Clara sich ärgere, nur Frau Walters zu sein; da er nun Albert näher kennen gelernt und sich zuweilen über seine Fabrik mit ihm unterhalten hatte — was der Herzog trotz seines Leichtsinnes gern that, weil er nie eine Gelegenheit vorübergehen ließ, die ihm gestattete, seine Kenntnisse zu bereichern — so hatte er sich von dessen Intelligenz bald überzeugt und achtete ihn wirklich. Er sah es ein, wieviel Albert im Verein mit seinem Vater für Hebung der Industrie in jenem Landestheile gethan. Der Fürst, welcher selbst schon von dem jungen Kaufmanne gehört hatte, ernannte auf des Herzogs Bitte den Kauf- und Fabrikherrn Albert Walters in den gnädigsten Ausdrücken zum geheimen Commerzienrath mit Einrangirung in die vierte Klasse der Hofrangordnung.

Dieses Diplom überbrachte der Herzog dem überraschten Albert in Person und machte sich dadurch Clara zur Freundin für immer.

Albert hätte sich niemals um einen solchen

Titel beworben, allein da er ihn, wie er glaubte, aus freiwilliger Anerkenntniß seiner Verdienste erhielt, so freute er sich darüber. Er konnte ohne alle Anmaßung diesen Irrthum wohl hegen, denn seines Vaters Bemühungen und den seinigen war es allein zu danken, daß aus einer schmutzigen, zerlumpten, jedem Laster Thor und Thür öffnenden Bevölkerung, welche früher in und um Waltersdorf lebte, jetzt reinliche, gesittete und nützliche Unterthanen geworden waren.

Die Frau geheime Commerzienräthin mußte durchaus die Erhebung ihres Gatten mit einem großen Balle feiern. Albert gab, wie immer, den Bitten der geliebten Frau nach.

Auch der Herzog ehrte diesen Ball durch seine Gegenwart, denn konnte er nicht da wenigstens im Tanze Margarethen in seinen Armen halten? — Er verstrickte sich immer mehr, allmählich war es ihm zum Lebensbedürfniß geworden, die schöne Frau zu sehen; was erst eine verliebte Laune, war jetzt auf dem besten Wege, eine ernste Leidenschaft zu werden. Der Baron sah das sehr wohl und er begann zu zittern. Er beobachtete mit ängstlichem Blicke seine Frau, hatte aber noch Nichts entdecken können, was seine Besorgniß gerechtfertigt hätte.

Der Herzog tanzte dreimal mit der Baronin;

als er sie aber zum vierten Male aufforderte, lehnte sie, Ermüdung vorschätzend, ab. Sie war vorsichtig geworden, denn in dem letzten Tanze, einem Walzer, hatte es der Herzog gewagt, sie fester an sich zu drücken als nothwendig war.

Es ist eine sonderbare Welt, in der wir leben. Das tugendhafteste, keuscheste Weib, die reinste Jungfrau, welche in die größte Entrüstung gerathen würde, wenn es die freche Hand eines Mannes wagen wollte, ihre Taille zu berühren, schwebt in den Armen des Ersten Besten, der sich ihr vorstellen läßt, fast von ihm getragen im Tanze dahin; sein lüsternes Auge ruht in größter Nähe auf ihr, sein glühender Athem trifft ihre entblößte Schulter, und der eifersüchtigste Gemahl, die strengste und auf die Reinheit ihrer Tochter stolzeste Mutter findet dies Alles ganz natürlich.

Die Commerzienräthin war außer sich vor Entzücken über diese Ehre, welche der Herzog durch seine Anwesenheit ihrem Gemahl und ihr erzeigte; sie wußte gar nicht, wie hoch sie ihr stolzes Haupt tragen sollte. Ueberhaupt war sie ziemlich ganz wieder die Alte; in demselben Maße, wie die strengen Worte und die Drohung ihres Gatten nach und nach in den Hintergrund ihrer Seele traten, hatte sich Schritt vor Schritt ihr alter Fehler wieder eingestellt.

— All' ihr Leichtsinn entfaltete sich in der früheren Blüthe. Von Vergnügen zu Vergnügen eilend, umgab sie wie früher ein Hof von Stutzern, mit denen sie liebäugelte, scherzte und ganz in der früheren Weise kokettirte; ohne an ihre Versprechungen und an den Schmerz Albert's zu denken, dachte sie nur daran, ihren Hof zu vergrößern. Alle jene Gecken stritten sich um die Ehre, wetteiferten mit einander, den Triumphwagen der schönen Frau zu ziehen, weil sie eben zu weiter Nichts taugten, als — vollkommene Narren aus sich zu machen. Da aber nun Clara ihre Gunst an Alle gleich vertheilte und Keinen unter ihnen besonders bevorzugte, so faßte sich Albert seufzend in Geduld, so widerwärtig ihm auch dies herzlose Treiben erschien. „Was sollte er" — so sprach er bei sich — „seine Worte verschwenden, wo an eine wirklich andauernde Besserung nicht zu denken war?"

Wie lange er und seine Liebe dies aushalten würden, daran dachte er nicht, oder stieg dieser Gedanke in ihm empor, so vertrieb er ihn; er wollte nicht daran denken.

Sechstes Kapitel.

Eine abermalige Liebeserklärung. — Der Tod. — Eine bestrafte Kokette.

Eines Morgens saß Margarethe kurz vor der Visitenstunde in ihrem Salon. Sie war allein (der Baron war mit einem Freunde, der ihn besuchte, ausgefahren), als der Herzog sich anmelden ließ und dem Diener auf dem Fuße folgend bei ihr eintrat. Nach einer kurzen Unterhaltung kam er auf der Baronin wirklich auffallende Bläſſe zu sprechen — sie, die mehr durch ihre unterdrückte Liebe litt, als sie sich selbst gestehen mochte, war zuweilen leidend. Der Herzog befragte sie ernstlich besorgt um ihre Gesundheit, endlich kam er durch einige geschickte Wendungen auf die Vermuthung, daß sie nicht glücklich sei, sagte ihr, wie sehr sein Herz darüber blute,

und das Ende vom Liede war, daß er, zu ihren Füßen stürzend, in ein leidenschaftliches Geständniß seiner Liebe ausbrach; er endigte damit, ihr zu sagen: „Verlassen Sie diesen Mann, der Sie nicht glücklich macht und der die Perle, die ihm zu Theil ward, nicht zu schätzen weiß, folgen Sie mir, werden Sie die Sonne meines Lebens; mein einziges Streben wird dahin gerichtet sein, Ihnen ein Glück zu bereiten, dessen Dasein Sie noch nicht kannten. Sie wissen, mein Onkel, der König, ist sehr krank, er kann nicht lange mehr leben; Sie werden dann die erste Dame meines Hofes, die angebetete Beherrscherin meines Herzens, meines Landes sein."

Er hielt inne und erwartete, wenn nicht von ihrer Liebe, so doch von ihrem Stolze eine günstige Antwort.

Margarethe hatte ihm schweigend mit immer höher steigender Entrüstung zugehört. Jetzt erhob sie sich und gab ihm einen Wink aufzustehen, mit wahrhaft königlicher Würde und unnachahmlichem Stolze sprach sie zu ihm: „Mein Herr Herzog, Sie sehen mich überrascht durch ein Betragen, das — verzeihen mir Eure königliche Hoheit — ich weder fürstlich noch freundschaftlich nennen kann. Ich finde, es stehe einem Manne, der dereinst über Millionen herrschen soll, schlecht an, das Weib eines anderen

Mannes verführen zu wollen. Wie, Sie behaupten, der Freund meines Gemahls zu sein? Ist das der Beweis Ihrer Freundschaft, daß Sie ihm sein Weib abtrünnig und zu Ihrer Maitresse machen wollen? Sie sagen, ich sei nicht glücklich! Nun wohl — es mag sein! Nein, ich bin es nicht! Aber wer sagt Ihnen denn, daß ich das Glück, welches ich als die geachtete, geehrte Gemahlin des Baron Leslie nicht fand, in Ihren Armen als die Dirne eines Fürsten finden müsse? — Sie haben sich sehr in mir getäuscht, wenn Sie glaubten, weil ich nicht glücklich bin, müsse ich eine leichte Beute für Sie, mein Herr Herzog, werden. Nein, und selbst wenn mich Eure königliche Hoheit zu Ihrer rechtmäßigen Gemahlin machen, mich den Sie erwartenden Königsthron mit Ihnen theilen lassen wollten, selbst dann würde ich Den nicht verlassen, dem ich am Altare Treue gelobt! — — — Nach dieser meiner Erklärung werden es Eure königliche Hoheit gewiß natürlich finden, wenn ich, so oft der Herr Herzog meinen Gemahl mit einem Besuche zu beehren geruhen, nicht sichtbar bin und mich in mein Zimmer zurückziehe."

Nach einer tiefen — sehr tiefen Verbeugung entfernte sie sich.

Wie erstarrt, keines Wortes mächtig, hatte der Herzog ihrer Erklärung zugehört. Noch stand er

wie versteinert, als sie schon längst seinen Augen entschwunden war, dann plötzlich wie aus einem Traume erwachend, schlug er sich heftig vor die Stirn und zum Zimmer hinausstürzend warf er sich in den Wagen.

Als am andern Morgen Margarethe mit Egon beim Frühstück saß, erschien Friedrich mit einem Billet auf dem Präsentirteller, welches er mit der Bemerkung übetreichte, ein fürstlicher Läufer habe es abgegeben.

Der Baron betrachtete das Siegel, es trug das Wappen und die Krone des Herzogs. Nachdem er es geöffnet, begann er laut zu lesen:

„Mein lieber Baron!

Die Krankheit des Königs, meines theuren Onkels, nimmt einen immer bedenklicheren Charakter an und nöthigt mich zur schnellsten Abreise.

„Vorher aber wünschte ich Ihnen meine fortwährende Wohlgewogenheit zu versichern; zugleich ersuche ich Sie, Ihre eben so schöne als geistvolle und tugendhafte Gemahlin in meinem Namen herzlich zu grüßen, und um ein freundliches, verzeihendes Andenken für mich zu bitten. Sagen Sie ihr, daß, seit mir das Glück zu Theil wurde, sie, ihr edles Wesen, ihre hohe Tugend ganz zu erkennen,

ich die Frauen wieder zu achten und zu verehren beginne.

„Leben Sie wohl, mein lieber Lerslie.

„Es grüßt Sie herzlich

Ihr wohlgeneigter
Rudolph."

Mit zunehmendem Erstaunen hatte Egon gelesen. Jetzt wendete er sich fragend zu Margarethe: „Verstehst Du diesen sonderbaren Brief? Was ist ihm nur eingefallen? Was bedeutet dieser merkwürdige Gruß an Dich? Zwar ist es die Wahrheit, was er von Dir schreibt, allein wie kommt er dazu, welches Recht besitzt er, es auszusprechen?"

Margarethe lächelte fein. — „Das, mein bester Egon, bedeutet, daß ich dem Herzog eine Lection gab, die er nicht so leicht vergessen wird. Der arme Herr, er muß die Bekanntschaft edler Frauen nicht sehr gepflegt haben, da ihm, wie ich sehe, mein Betragen als etwas ganz Besonderes erschienen ist. Doch ich sehe, Du verstehst mich noch immer nicht; also, mein Freund, mit kurzen klaren Worten: Der Herzog machte mir eine Liebeserklärung und ich — wies ihn ab. Das ist Alles."

Egon sprang stürmisch in die Höhe, die Gluth des Zornes färbte sein Gesicht, als er rief: „Wie? Er wagte dies wirklich, und wann?"

„Erst setze Dich wieder und ereifre Dich nicht so, mein bester Egon“ — sagte Margarethe. Als er ihrem Wunsche genügt, sprach sie weiter: „Gestern Morgen, als Du ausgefahren warest, war er hier, und ich glaube, meine etwas derbe Abweisung hat mehr Antheil an seiner Abreise, als die Krankheit Seiner Majestät. Entweder ist der Prinz durch meine Worte wirklich erst zum Bewußtsein seines empörenden Verrathes gegen Dich gekommen — auf den ich ihn hinwies — oder er wünscht in meinen Augen besser zu scheinen, als er ist, und ich glaube fast das Letztere.“

Der Baron erwiderte Nichts, doch seine Blicke sprachen deutlich genug eine Dankbarkeit und Bewunderung ihrer Tugend aus, die er nicht in Worte zu kleiden wagte.

Margarethe gerieth in eine immer steigende Verlegenheit und er bemerkte dies; ihre Hand ergreifend, neigte er sich zu ihr. Jetzt wäre es unfehlbar zu einer Erklärung zwischen ihnen gekommen, wenn nicht der Diener abermals mit einem Briefe eingetreten wäre.

Der Baron, unwillig über die höchst ungelegene Störung, nahm ihn mit ziemlich finsterem Gesicht in Empfang. Er war mit eilig bezeichnet und durch einen Courir überbracht worden.

Nur wenige Zeilen enthaltend, machte er doch eine großen Eindruck auf den Baron, er erbleichte und warf einen so höchst besorgten Blick auf Margarete, daß diese erschreckt ausrief:

„Mein Gott, was ist geschehen? Warum schaust Du mich so seltsam an?“

„O, entsetze Dich nur nicht so sehr, mein Kind, es ist nichts Gefährliches — Dein Vater —“

„Mein Vater! o Gott, ist er todt?“ schrie Margarethe, denn der Gesichtsausdruck ihres Gemahls stand in so großem Contrast zu seinen beruhigenden Worten, daß sie gleich das Schlimmste vermuthete.

„Nein! Nein beruhige Dich, er lebt; aber — er ist sehr krank, doch hat man Hoffnung.“

„O, ist das wahr? Ist das wirklich wahr? Ich will sogleich fort!“

Sie wollte hinauseilen. Er hielt sie zurück:

„Nein, meine Liebe, das geht nicht sogleich“ — sagte er — „bedenke nur, wie kalt es heute ist. Du mußt Dich erst wärmer kleiden, während Du das thust, werde ich den Wagen bestellen.“

Sie wollte sich nicht zurückhalten lassen, aber er sagte streng: „Ich will es so, Margarethe! Außerdem“ — fügte er sanft hinzu — „bedenke, meine Liebe, wenn Du Dich erkältest, Dann kannst Du

Deine kindlichen Pflichten nicht erfüllen. Wer wird den Vater pflegen, wenn Du selbst erkrankest?"

Besonders durch diese letzte Rücksicht bestinmt, gehorchte sie.

Er warf noch einen Blick auf den Brief, ertheilte die nöthigen Befehle, wechselte selbst die Kleide und eine halbe Stunde später saßen sie in dem Wagen, der von vier Pferden in Galopp davongeführt wurde.

Der Brief war von dem Buchhalter Werner und enthielt folgende Nachricht: Herr Walters habe, eine leichte Erkältung nicht achtend, trotz zunehmenden Unwohlseins im schlechtesten Wetter täglich den Weg vom Schlosse nach der Fabrik gemacht. In Folge dieser Unvorsichtigkeit sei er gefährlich erkrankt, und der Hausarzt gebe keine Hoffnung. Als nun der Baron den tödtlichen Schrecken der geliebten Frau sah, verschwieg er ihr mehr liebevoll als klug die Todesgefahr des theuren Vaters.

Wenige Minuten nach ihnen kamen auch Albert und Clara in Waltersdorf an. Es war, wie sie wohl sahen, wenig oder keine Hoffnung. Energisch unterdrückte Margarethe ihren Schmerz und wich nicht mehr vom Bett des Vaters, der hülflos wie ein Kind die Tochter nicht erkannte.

Alle ärztliche Hülfe, die zärtlichste Sorgfalt und Pflege seiner Kinder konnte den alten Herrn nicht

retter. Am sechsten Tage schlummerte er ruhig und sanft in den Armen seiner Tochter ein. Das Bewußtsein war nicht zurückgekehrt.

Unbeschreiblich war der Jammer Margarethens, die zärtlichsten Bemühungen Egon's um sie brachten ihr keinen Trost. Wohl erkannte sie seine Theilnahme, seine Zärtlichkeit, aber immer noch in dem unheilvollen Wahne begriffen, er liebe sie nicht, glaubte sie diese nur seinem Mitleiden zu verdanken. Der einzige Lichtstrahl in der tiefen Nacht ihres Kummers war der Gedanke, daß ihr geliebter Vater in dem festen Glauben an das Glück seiner Tochter gestorben war; so war ihm wenigstens dieser Kummer erspart geblieben.

Kaum war ein Monat verflossen seit dem Tode des Herrn Walters, als der Todesengel abermals ein Opfer forderte. Der alte Baron Lerslie hielt ein lustiges Gelage im Kreise gleichgestimmter Freunde. Allen fiel es auf, daß er zuweilen in ein trübes Sinnen versank und mit leerem Blicke in eine dunkle Ecke des Zimmers stierte, ja einmal fragte er sogar seinen Diener:

„Siehst Du Nichts, Bruno, dort neben dem Kamin?“

„Nein, Herr Baron, Nichts, als den großen rothen Sammtstuhl.“

„Du bist ein Esel! — Aber in dem Stule; was siehst Du in dem Stuhle?“

„Nichts, Herr Baron; gar Nichts!“

„Merkwürdig!“ flüsterte der Herr, sich m der Hand über die Augen fahrend. Sein Glas ergifend, rief er: „Lasset uns trinken, meine Freunde Es lebe die Freude! — Zum Teufel mit allen tüben Gedanken! Und mit Dir, Isidora, oder wie Du sonst heißest.“ Damit schleuderte er das gefllte Glas nach jenem alterthümlichen Lehnstuhl.

In ein lautes Gelächter ausbrechend, rief er dann:

„Nun, was schauet Ihr mich denn Alle so erstaunt an? Ihr denket wohl, der Lerslie hat dn Verstand verloren? Ha — ha — ha! Nein, noh hat er ihn und denkt ihn zu behalten, allen alberner Ammenmährchen und Gespenstern zum Trotz!“

So unbegreiflich allen Herren diese Reden waren, so befanden sich doch Alle nicht in der Verfassung, um viel Werth darauf zu legen. Da sie ihn lachen sahen, so lachten sie gedankenlos mit und glaubten, der im Uebermaß genossene Wein spreche aus ihm. Das Gelage ging seinen Gang und der Baron wurde nach Mitternacht in ziemlich unzurechnungsfähigem Zustande von seinem Diener zu Bett gebracht.

Am andern Morgen wurde er todt im Bett

gefunden. Ein Gehirnschlag hatte nach dem Ausspruch der herbeigerufenen Aerzte diesen schnellen Tod veranlaßt. So endete ein nur der Schwelgerei und der Vergnügungsjagd gewidmetes Leben.

Wer vermag zu sagen, wie seine letzten Augenblicke waren, wer kann wissen, ob er nicht, mit der Todesahnung erwachend, verzweiflungsvoll den vergeblichen Wunsch hegte, er habe anders gelebt und mit dem ihm gegebenen Pfunde wuchernd sich der göttlichen Gnade würdig gemacht?

Hoffen wir, daß ihm dieselbe zu Theil geworden! In seinem Schreibtische fand sich die drei Tage vor seinem Tode geschriebene Notiz: „Heute gegen Abend in der Dämmerung saß ich in meinem Lehnstuhle, als es mir plötzlich schien, mich umgebe ein dichter Nebel. Ich fuhr mit der Hand über die Augen. Als ich wieder aufblickte, schien der Nebel sich zu verdichten und die Form einer menschlichen Gestalt mit drohend erhobenem Arme anzunehmen. Ich erhob mich, schritt darauf los und erkannte die Gestalt des Gespenstes unsers Hauses ‚Isidora,‘ ganz so gekleidet, wie sie auf dem Gemälde in Lerslie dargestellt ist. Ueberrascht und doch ein wenig erschrocken, blieb ich stehen, und mir schien es, als bewege sie die Lippen, doch hörte ich keinen Laut; die Erstarrung abschüttelnd, die sich meiner bemächtigen wollte, trat ich

näher, um die Gestalt zu erfassen — — — Meine Finger griffen in die leere Luft, und doch sah ich deutlich das bleiche Gesicht vor mir, dessen Lippen ein halb schmerzliches, halb höhnisches Lächeln verzog. Allmählich erbleichte die Gestalt, und ich sah deutlich durch den verschwimmenden Nebel hindurch den Goldrahmen des Bildes meiner Frau. Das Ganze hatte nur wenige Minuten gedauert.

„Sollte es wirklich möglich sein, was ich erlebt? Ich träume nicht! noch trank ich keinen Wein! Alle meine Sinne sind gesund! und doch?

„Pah und wenn es wirklich Wahrheit wäre, wenn ich binnen drei Tagen sterben müßte? — Was ist es weiter? Lieber will ich sterben noch in vollem Besitze meiner Kraft, als elendiglich verkümmern in einem langen Siechthum! Doch ich will sterben, wie ich gelebt! Heiter und lustig, mich des kurzen Erdendaseins freuend.

„So viel scheint gewiß, Freund Shakespeare hat Recht: Es giebt mehr Dinge im Himmel und auf der Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt.

„Warum schrieb ich dies Alles nieder? Pah! ich bin ein Narr, und in vier Tagen werde ich mich über all' den Unsinn lustig machen."

Er machte sich nicht lustig, und schweigend siegelte Egon diesen Bericht, an den er nicht glauben

wollte, und an dem zu zweifeln er bei der Geistesklarheit seines Vaters keine Ursache hatte, ein, ihn zu den vielen ähnlichen Berichten in das Familienarchiv niederlegend.

Hatte er auch seinen Vater nicht achten können, so liebte er ihn doch als den Einzigen, der ihm von seiner Familie übrig geblieben; er war ja doch immer sein Vater.

Margarethe vergaß jetzt ihren eignen Kummer, um ihn zu trösten. In der weichen Stimmung, die jetzt ihre Seele erfüllte und den Stolz tief in den Hintergrund drängte, wäre ein Geständniß ihres Gemahls sicher erfolgreich gewesen; allein sein Stolz, der durch den Schmerz nicht milder geworden war, verhinderte es; er fürchtete abgewiesen zu werden und dann, durch sein Selbstgefühl genöthigt, sich für immer von ihr trennen zu müssen.

Die Gesundheit Beider war wankend geworden und machte die Consultation eines Arztes nöthig. Dieser, ein kluger Mann, sah wohl, das die Leiden der Seele bei ihnen die Gesundheit des Körpers untergruben. Er hoffte von dem geräuschvollen Leben eines modernen Seebades eine günstige Einwirkung und zögerte nicht, ihnen den Besuch eines solchen zur Pflicht zu machen.

Nachdem Margarethens Erbschaftsangelegen-

heiten geordnet waren, ging sie mit ihrem Gemahl nach Ostende.

Nicht lange verweilten sie dort, als sie die Nachricht der Verlobung Gerster's mit Marianne erhielten. Beide fühlten aufrichtige Freude, auch wünschten und hofften sie im Stillen, daß diese Ehe glücklicher werden möge, als ihre eigene.

Wie der Arzt gehofft, befestigte sich ihre angegriffene Gesundheit wieder. In dem bewegten Badeleben fanden sie die ihnen nöthige Zerstreuung, ihr Geist litt weniger durch die verborgene Leidenschaft, und so konnten die Bäder, mit der stärkenden Seeluft vereint, ihre günstige Wirkung äußern.

Plötzlich aber erhielten sie eine Nachricht, welche sie zur schnellsten Abreise nöthigte.

In der äußersten Bestürzung eilten sie nach Waltersdorf. Dort wankte ihnen Clara entgegen. Sie war einer Leiche ähnlicher, als einem lebenden Wesen. Mit einem Thränenstrom warf sie sich in Margarethens Arme: „Ach, theure Schwester, wie elend bin ich! Er hat mich verlassen!" stöhnte sie.

Nach langer Zeit erst gelang es Margarethens liebreichem Zureden, sie in so weit zu beruhigen, um etwas Näheres von ihr zu erfahren. Denn der Brief, welchen Albert an den Baron gesendet, und der ihn so schnell hierher eilen ließ, enthielt

Nichts als die Bitte, sich seiner verlassenen Frau anzunehmen.

Die Commerzienräthin erzählte endlich einigermaßen zusammenhängend, wenn auch oft von Thränen, Seufzern und leidenschaftlichen Ausbrüchen ihres Schmerzes unterbrochen, Folgendes: „Ein Vierteljahr nach dem Tode unseres guten Vaters begann ich mich zu langweilen und besuchte wieder Gesellschaften, ja ich sah selbst wieder zahlreiche Besuche bei mir. Herr von Feldheim, der den ganzen Winter in Paris zubrachte, besuchte uns oft; er wurde immer gut von mir empfangen, denn er verstand es, mich zu amüsiren. In seiner bekannten boshaften Weise erzählte er mir allerhand Geschichten von der vornehmen Pariser Welt, so daß ich mich niemals in seiner Gegenwart langweilte. Albert konnte ihn nicht leiden und schalt mich oft, wenn ich zu lange mit ihm gesprochen oder seinen Witzen zu viel Beifall schenkte, den er mir doch stets im Uebermaße zu entlocken wußte. Ich nahm mir vor, mich in Acht zu nehmen, und that es doch nicht.

„Eines Abens ging ich im Garten spatzieren und langweilte mich zum Sterben. Albert, der schon seit mehreren Tagen abwesend war, hatte mir gesagt, ich solle mich ganz nach Gefallen amüsiren, Besuche machen und annehmen, nur verbiete er mir aus-

drücklich, so lange seine Abwesenheit dauere, Herrn von Feldheim bei mir zu empfangen. Da ich mir nun im Grunde durchaus Nichts aus jenem Menschen machte, so versprach ich es gern und ohne Bedauern. Ich ließ ihn zweimal abweisen. Jenen Abend aber, wo mich die Langeweile bald umbrachte, da zufällig kein einziger Besuch dagewesen war, ließ er sich abermals melden, und ich, von dem Wunsche getrieben, mich zu unterhalten, nahm ihn an.

„Feldheim erheiterte mich bald durch seine boshaften Geschichten. Endlich aber verstummte er und begann den Schmachtenden zu spielen. Ich hielt das für einen köstlichen Spaß und lachte ihn aus. Das Lachen verging mir aber, als ich sehen mußte, wie er zu meinen Füßen sank und von seiner Leidenschaft für mich zu sprechen begann. Ich ärgerte mich über diese unerhörte Frechheit und wollte ihm eben mit harten Worten mein Haus für immer verbieten — zweifelt nicht an meinen Worten — unterbrach sie sich — es ist die reinste Wahrheit, ich schwöre Euch das bei meiner ewigen Seeligkeit, auf die ich hoffe!“

Margarethe drückte ihr schweigend die Hand.

Sie fuhr fort: „Da, als er seine Hand nach mir ausstrekte, warf ein Faustschlag ihn zu Boden.

Er blieb betäubt liegen. Albert stand vor mir. Er sah schrecklich aus. Als ich mich an seine Brust werfen wollte, stieß er mich rauh zurück und rief mit hohler Stimme: ‚Augenblicklich geh' in Dein Zimmer!' Ich wollte meine Unschuld betheuern, aber als ich zu sprechen versuchte, sagte er nur das eine Wort ‚Gehorche!' und strekte dabei die Hand mit einem so fürchterlichen Blicke nach dem Schlosse aus, daß ich nicht mehr zu widerstehen wagte. Aber, und kostete es mein Leben, ich mußte sehen und hören, was nun geschehen würde. Scheinbar gehorchend, ging ich nach dem Schlosse, kehrte aber hinter der nächsten Hecke um und versteckte mich hinter dem Jupiter, dessen Piedestal mich verbarg und von wo ich Alles sehen und hören konnte, ohne selbst bemerkt zu werden. Albert trat zu Feldheim hin und sagte: ‚Sind Sie bald fertig mit Comödiespielen? Stehen Sie auf! Ich habe Sie tödtlich beleidigt und bin bereit, Ihnen Genugthuung zu geben. Nennen Sie mir den Herrn, welchen Sie mit der Sache beauftragen wollen, damit ich meinen Secundanten dahin schicken kann.'

„Feldheim war langsam aufgestanden, er war bleich und zitterte. Jetzt sagte er ziemlich leise: ‚Ich schlage mich nicht mit Ihnen, denn Sie sind mir nicht ebenbürtig, Sie sind kein Edelmann.'

,Ganz wie Sie wollen,' sagte Albert. ,Ja richtig, das erlaubt Ihnen Ihre Ehre nicht!'

,So ist es, Sie haben es gesagt,' entgegnete Feldheim, der, durch die Ruhe Albert's getäuscht, wieder kühner geworden war.

„Aber jetzt brach der Sturm los; Albert lachte verächtlich und rief: ,So? Nun mir kann es gleich sein, Sie verächtlicher Feigling! Faustschläge von einem Bürger hinzunehmen, das erlaubt Ihnen Ihre sogenannte Ehre! Pfui über Sie! Welch' Glück, daß nicht viele Edelleute Ihnen gleichen, wer möchte sonst wohl noch Edelmann sein? Wirklich, der Adel kann sich glücklich schätzen, ein Mitglied zu besitzen, das seinem Stande solche Ehre macht! Merken Sie wohl auf das, was ich Ihnen sage: Wenn Sie noch einmal sich in meinem Hause zu zeigen wagen, so werden Sie — ich mag zugegen sein oder nicht — von meiner Dienerschaft hinausgepeitscht.' Mit diesen Worten wendete sich Albert ab und ging, nach dem Schlosse. Ich folgte ihm, fand aber seine Thür verschlossen. Nichts konnte ihn bewegen, sie zu öffnen. Meinen Thränen, meinen flehendlichsten Bitten setzte er ein härtnäckiges Schweigen entgegen. Ich hörte Nichts, als die ruhelosen Schritte, mit denen er sein Zimmer durchmaß. Ganz erschöpft ging ich endlich zur Ruhe. Gegen

Morgen fiel ich in einen durch schreckliche Träume beunruhigten Schlummer, spät erst erwachend, eilte ich wieder zu ihm.

„Die Thür seines Zimmers stand weit offen. Umhergestreute Kleidungsstücke, Wäsche, offenstehende Schränke ließen mich ahnen, was geschehen. Mit unnatürlicher Ruhe ergriff ich den an mich adressirten Brief, der auf seinem Schreibtische lag. Mechanisch ging ich nach meinem Zimmer, und las ohne Thränen mit seltsamer Ruhe, als betreffe dieser schreckliche Schlag nicht mich, sondern eine Andere — den Brief. Weiter erinnere ich mich Nichts.

„Später, nachdem vier Stunden verflossen waren, wie man mir sagte, ließ Werner die Thür meines Zimmers sprengen und fand mich bewußtlos auf dem Fußboden liegen. Man brachte mich zum Leben, aber auch zum Bewußtsein meines Elendes, meiner Verzweiflung zurück."

Das war der wesentliche Inhalt Dessen, was sie unzusammenhängend erzählte. Der Brief Albert's, den sie auf Egon's Bitte zeigte, lautete:

„Liebe Clara!

„Der immerwährenden Kämpfe und Leiden müde, verlasse ich Dich. Meine Geduld ist erschöpft, meine Liebe erkaltet.

„Wenn Du mich wahrhaft geliebt, würdest Du

nicht mit Gleichgültigkeit die Schmerzen haben sehen können, die Dein Leichtsinn, Deine Gefallsucht mir bereiteten.

„Ein Weib, das ihren Gatten liebt, hat an seiner Bewunderung genug; sie verlangt und braucht nicht jene leeren und ihrem Rufe nachtheiligen Huldigungen, mit welchem elende Gecken oder junge Müssiggänger sie umschwärmen.

„Der Vorfall des heutigen Abendes hat das Maß gefüllt. Meine Ehre erlaubt mir nicht länger, nachsichtig gegen Dich zu sein.

„Ich will Dir die Heimath nicht rauben und lasse Dich in dem Schooße des Reichthums zurück; denn ich könnte es nicht ertragen, die Frau, der mein ganzes Herz gehörte, in den Augen der Welt durch meine Verstoßung beschimpft zu sehen. Ich gehe lieber selbst fort von dem Herde, der mir keinen Frieden, kein Glück mehr bietet.

„Bemühe Dich nicht, nach mir zu forschen, ich reise unter falschem Namen; jede Spur werde ich vernichten.

„Sei glücklich, wenn Du kannst! Dies ist der innigste Wunsch des Gatten, der Dich einst so sehr geliebt.

„Albert Walters."

Der Baron forrschte bei dem Buchhalter Wer-

ner und dem Factor Müller, aber beide Herren behaupteten, über das Ziel der Reise ihres Prinzipals Nichts zu wissen. Sie erzählten, sie seien mitten in der Nacht zu dem Herrn in das Comptoir entboten worden, er habe ihnen kurz seine Absicht angezeigt und die nöthigen Verhaltungsmaßregeln ertheilt. Ferner hatte er ihnen befohlen, in allen zweifelhaften Fällen, wo sie die Verantwortung nicht allein übernehmen wollten, den Rath seines Schwagers, des Barons, und den eines alten Geschäfsfreundes, des Rentier Loos, einzuholen. Im Uebrigen wisse er genau, daß er sich auf ihre Geschäftskenntnisse, Redlichkeit und Treue verlassen könne, hatte er hinzugefügt und ihnen eine schriftliche Anweisung auf erhöhten Gehalt, wie er den Leitern des Geschäfts gebührte, übergeben. Dies war Alles, was die Herren wußten oder was sie sagen wollten und durften.

In Betreff des Buchhalters Werner schien dem Baron das Letztere glaublicher zu sein, denn er wußte, der alte Mann besaß ganz das Vertrauen seines Herrn. Allein trotzdem drang Egon nicht weiter in ihn, da er überzeugt war, es werde kein Wort weiter ihm zu entlocken sein.

Alle im Geheimen angestellten Nachforschungen blieben, wie der Commerzienrath vorausgesehen, schon darum erfolglos, weil man um Clara's Ehre

willen diese schnelle Abreise als durch Geschäfte veranlaßt gelten lassen mußte, und darum nur mit äußerster Vorsicht verfahren durfte.

Clara's Schmerz wurde täglich größer. Anfangs glaubte sie, es sei nur eine Prüfung, er werde und müsse bald zurückkehren oder doch mindestens ein Lebenszeichen von sich geben. Wenn sie sich seiner leidenschaftlichen Liebe erinnerte, der tiefen, innigen Zärtlichkeit, mit der diese verknüpft war, dachte sie, es sei unmöglich, daß diese erloschen, es könne nicht sein, daß er sie für immer verlassen wolle. Oft des Nachts, wenn sie, wie gewöhnlich, wachend im Bette lag und in Thränen der Verzweiflung gebadet seiner gedachte und ihn rief, richtete sie sich bei dem leisesten Geräusch empor, in der Hoffnung, er sei es, der zu ihr zurückkehre. Mit klopfendem Herzen, fliegendem Athem lauschte sie, um endlich, von ihrer abermaligen Täuschung überzeugt, wieder in ihren endlosen Jammer zu versinken.

Tag auf Tag, Woche auf Woche verging. Zwei Monate waren seit seiner Abreise verflossen, der Heißersehnte kehrte nicht zurück, er schien von der Erde verschwunden zu sein, nirgends ließ sich ein Lebenszeichen von ihm entdecken. Clara hatte endlich die Hoffnung aufgegeben. Sie war in eine dumpfe Apathie verfallen, die sie an Nichts Theil nehmen

ließ, ja die es zweifelhaft machte, ob sie überhaupt noch ihrer ganzen Geisteskräfte mächtig sei. Alle Trostgründe hörte sie mit einer starren Ruhe an und schien sie entweder gar nicht zu vernehmen, oder wenn Margarethe sie mit Thränen beschwor, ihr zu sagen, ob sie ihre Rede vernommen, blickte sie mit den trockenen Augen, in denen der Quell der Thränen versiegt war, zu ihr auf und sagte mit unsäglich traurigem Lächeln: „O ja, ich höre Alles!“ Dann wendete sie sich wieder ab und blieb stumm wie vorher.

Mechanisch stand sie am Morgen auf, wenn ihr Mädchen kam, um sie anzukleiden. War dies geschehen, so saß sie mit gefaltenen Händen am Fenster und starrte mit leerem Ausdruck in die Weite; sagte man ihr, es sei servirt, so stand sie auf und an dem Tische Platz nehmend, genoß sie eben so mechanisch, wie sie Alles that, von den Speisen, jedoch mußte ihr Mädchen dabei bleiben, um sie zu erinnern, wenn sie vergaß zu essen.

Man konnte nicht sagen, sie lebe, nein, sie vegetirte nur. Margarethe und Egon begannen ernstlich für ihren Verstand zu fürchten. Da kam ihnen eine Hilfe, an die sie nicht im Entferntesten gedacht. Oeftere Schwindelanfälle und Uebelkeiten machten für Clara den Beistand des Arztes nöthig. Der Baron hatte wohl eine leise Ahnung von der Ursache

dieses Zustandes, allein in dem sonderbaren Verhältnisse, in welchem er zu Margarethen stand, konnte er dieser seine Gedanken nicht mittheilen. Margarethe selbst, das jungfräuliche Weib, konnte nicht wissen, was eine andere erfahrene Frau sogleich an den Symptomen errathen hätte. Der Arzt bestätigte die Ahnung des Barons. Er erklärte, die Frau Commerzienräthin befinde sich in schon ziemlich weit vorgerückten interessanten Verhältnissen.

Diese Erklärung veränderte wie mit einem Zauberschlage den Zustand Clara's. Sie lebte auf. Wie — sie sollte ein Ebenbild des geliebten Gatten in ihre Arme schließen dürfen? Gott war gnädig gegen sie! An dieser Hoffnung sich aufrichtend, nahm sie wieder Theil an dem Leben, das heißt, nicht an dem Leben der Gesellschaft, sondern an dem Leben und dem Wohlsein ihrer unglücklichen Brüder und Schwestern, der Armen. Der Schmerz über die verlorene Liebe, die durch ihre Schuld verlorene, hatte alle Gefallsucht in ihr auf immer getödtet und brachte die Knospen der edleren in ihr schlummernden Gefühle zum Blühen; die Herbheit ihres Wesens, ihr Stolz war verschwunden, liebreich und freundlich war sie mit Jedermann, auch mit den Aermsten. Zwar böse war sie nie gewesen. Kein Bittender war ohne Gabe von ihr gegangen, aber die Gabe

wurde kalt, ohne Theilnahme gereicht, sie entbehrte der gütigen Worte, durch die ein edles, mitleidiges Herz die Wohlthat zu verdoppeln weiß und durch die oft mehr als durch die Gabe selbst geholfen wird; denn durch sie wird das durch Leiden und Noth verbitterte Gemüth des Armen getröstet und erquickt. Clara eilte, sobald sie gegeben, was man von ihr erbat, so schnell als möglich aus der Nähe des Armen zu kommen und glaubte, ihre Pflicht erfüllt zu haben.

Jetzt wurde es anders. Sie ging sogar in die kleinen Häuschen der Fabrikarbeiter, sah selbst, was sie bedürften, und brachte den Kranken Trost und Hülfe. Bald wurde sie eben so geliebt, als Margarethe. Besonders waren es die jungen Mütter und die Säuglinge, die sich der vorzüglichsten Theilnahme der Commerzienräthin erfreuten. Die Kleinen wurden oft in ihren Armen gewiegt und verdankten ihr die warmen Bettchen und die hübschen Anzüge. Aber ihre größte Freude fand sie, indem sie die niedlichen Sächelchen betrachtete, welche sie für das erwartete Kind anfertigen ließ; ja sie selbst arbeitete mit. Oft saß sie auch sinnend, eines der kleinen Häubchen in ihrer Hand, und ließ ihre Phantasie frei walten, das ihr das liebliche Gesichtchen des Kindes darin zeigte.

So rückte ihre Stunde immer näher. Aengst-

lich behütete sie ihre Gesundheit und unterdrückte mit heroischer Anstrengung den Schmerz, um des Gedeihens ihres Kindes willen. Die Hoffnung lebte auch wieder in dem armen Herzen auf. Wenn Albert hörte, daß er Vater sei, würde er ihr dann nicht vergeben? Ja, er würde es, ein Herz wie das seine konnte nicht ewig zürnen. Ja, sie konnte noch auf Glück hoffen. —

Siebentes Kapitel.

Merkwürdiges Phänomen, ein liebendes Paar, das drei Tage nach der Hochzeit Zeit hat, sich mit dem Glück seiner Freunde zu beschäftigen. — Endlich, endlich mein!

In einem einfach, aber mit vielem Geschmack eingerichteten Zimmer eines Hauses der Provinzialstadt L. . . . . sitzt eine junge Dame im Sopha; sie trägt einen Peignoir von weißem Piqué, ihr blondes Haar bedeckt ein zierliches Häubchen, mit seinen Spitzen ein sanftes hübsches Gesicht mit unendlich gutmüthigen grauen Augen einrahmend. Die Farbe ihrer Wangen ist von durchsichtiger Bläße. Wir stellen dem geehrten Leser in dieser Dame die Frau Majorin von Gerster vor.

Mit kluger Benutzung des wohlmeinenden Rathes der Baronin Lerslie ist es dem zum Major avancirten Moritz gelungen, sich die Gunst des alten Obersten

von Schmith in dem Grade zu gewinnen, daß er ihm die Hand seiner Tochter nicht versagte. Freilich war dies nicht leicht, aber um Mariannens Willen brachte er seinen Stolz und Eigensinn zum Schweigen. Nach seinem eigenen Geständniß war er aber oft nahe daran, vor Aerger und unterdrücktem Zorn aus der Haut zu fahren und den alten Tyrannen zum Teufel zu wünschen. Natürlich äußerte er dies nicht Mariannen gegenüber; wir entnehmen diese Aeußerung einem Briefe an den Baron.

Jetzt denkt er aber an allen Aerger nicht, denn er hält glückselig die geliebte, ihm erst seit drei Tagen gehörende Frau mit einem Arme umschlungen; sie setzen ein schon begonnenes Gespräch folgendermaßen fort. Marianne spricht:

„Du behauptest es also wirklich, der Baron liebe seine Frau?“

„Ja wohl, mein süßes Weibchen, ich versichere es Dir!“

„Du täuschest Dich auch wirklich nicht? Besinne Dich, mein lieber Moritz, vielleicht kannst Du mir seine eigenen Worte wiederholen?“

„Na, das ist nicht übel! Jetzt soll ich gar noch nachdenken, als wenn das an Deiner Seite, Du kleine Hexe, so leicht wäre!“

„Ach, liebster, bester Mann, scherze jetzt nicht, ich bitte Dich!“

„Nun denn, wenn Du mich so anblickst, muß ich wohl gehorchen. Aber höre, mein Herz, wenn das so fortgeht, dann steht es schlecht um meine Herrschaft im Hause, Du machst ja mit mir, was Du willst. Na, wenn das meine Soldaten wüßten, wie gut ihr Major Ordre parirt, ei, wie würden die Kerle feixen. Ja, ja, mein Kind, ich denke schon nach. — Wie sagte er nur? — — — — Ja, jetzt hab' ich es. — Er sagte: ‚Ich liebe sie bis zur Raserei!‘“

„Merkwürdig! Wahrhaft unerklärlich!“ rief Marianne. „Und weiter sagte er — Margarethe liebe ihn nicht?“

„So ist es. Und ein anderes Mal sagte er: Margarethe sei ihm zur Qual, aber ohne sie zu leben vermöchte er nicht.“

„Du irrst Dich auch ganz gewiß nicht? Versichere es mir auf Dein Wort.“

Nein, gewiß, bei meiner Ehre! Ich irre mich nicht! Aber Du, mein Liebchen, bist mit Deinem ernsthaften, feierlichen Gesicht ein kleines Närrchen. Thust Du doch gerade, als ob ein Menschenleben von meinen Worten abhinge.“

„Mehr, mein geliebter Mann, hängt davon ab;

das zeitliche Glück zweier Menschenherzen. — Ich weiß nicht, was ich davon denken soll, ich sehe wohl aus Beider Briefen, daß sie nicht nur nicht glücklich, sondern sogar elend und unglücklich sind, obgleich ein Jedes zu stolz ist, um nur ein einziges Wort der Klage hören zu lassen."

Nachdenkend senkte sie den Kopf in die Hand. Zu Moritz' größtem Erstaunen sprang sie nach ein paar Minuten auf und rief entschlossen: „Ja, ich thue es!" Sie brachte eine Mappe herbei, diese aufschließend, legte sie einen Brief in die Hand des Gatten und sagte: „Höre mich an, mein Geliebter. Ich lege hier, scheinbar unzart, das Geheimniß eines Frauenherzens in Deine Hand; ja, ich verrathe das Vertrauen meiner Freundin. Aber ich wage ohne Deinen Rath nicht zu handeln, und um mir diesen zu ertheilen, mußt Du Alles wissen. Lies diesen Brief mit Andacht, mein theurer Moritz!"

Er, immer erstaunter über ihre ihm ganz fremde Feierlichkeit, ergriff hastig den Brief, um mit Neugierde zu lesen. Je weiter er kam, um so mehr steigerte sich sein Interesse, und als er fertig war, rief er: „Millionen Bomben und Gra—"

Da legte sich eine weiße Hand auf seinen Mund und Marianne rief bittend: „O, Moritz! Versprachst

Du mir nicht, Dir diese häßlichen Ausdrücke abzugewöhnen?“

Er sagte lachend: „Ja, ja, Herzchen, das that ich. Aber was willst Du, die Gewohnheit ist stärker als mein Wille. Na, mit der Zeit wird es schon werden. Aber soll man denn nicht gleich aus der Haut fahren, wenn man so Etwas lies't? Verstehe ein Mensch die Frauen! Kreuz Mohren — —“ er verschluckte das Uebrige, ehe er weiter sprach: „Nein, so was Verkehrtes ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen! Wie — dasselbe Mädchen, die von ihrer glühenden Liebe zu dem Bräutigam überfließt, peinigt ihn, wenn er ihr Mann geworden, auf die raffinirteste Weise und verweigert ihre Liebe? Herr Gott! Marianne, Du wirst es doch um Himmelswillen nicht eben so machen?“ Mit diesen Worten drückte er sie so fest an seine Brust, daß sie aufschrie.

„O, ich bitte Dich, Moritz, laß mich los! Du denkst wohl, damit ich Dich nicht quälen kann, willst Du mich besser vorher erdrücken? Laß mich los, sage ich Dir, Du böser, abscheulicher Mann! Es ist ja so nicht möglich, ein vernünftiges Wort zu reden.“

„Nein, allerdings, das nicht. Allein, vernünftige Küsse kann man wechseln!“

Den Worten folgte die That. Als er sie endlich freigab, rief sie schmollend: „Du bist toll, Du

unartiger Mann! Ist denn das der Rath, den ich von Dir erwarte, was ich thun soll, um unsere Freunde glücklich zu machen?"

„Was Du thun sollst? Ei, gar Nichts! Ich werde einfach diesen Brief jener verdrehten Frau einschlagen und an meinen Freund schicken; wird er dann nicht glücklich, so weiß ich keinen Rath mehr!"

„Aber, Moritz, bedenke! Wird das nicht unzart sein?"

„Paperlapapp! Unzart! Ei, ich möchte wissen! Hier kann nur ein kräftiges Mittel helfen."

„Ja, das schon, aber — meine Freundin muß doch ganz sicher ihre Gründe haben, wenn sie ihren —"

„Gründe? Ei, mein Liebchen, ich möchte wohl wissen, was für Gründe eine Frau haben könnte, ihren guten, edlen, ordentlichen, sie zärtlich liebenden Mann — und, was das Tollste ist, dessen Liebe sie mit gleicher Stärke erwidert — das Leben schwer zu machen, ja ihn durch ihre Kälte zur Verzweiflung zu treiben?"

„Ja, Moritz, ich weiß, Du hast Recht, allein —"

„Herzensfrauchen, denke nur, wären wir nicht Barbaren, wenn wir, die wir so glücklich sind, nicht unsere Freunde ebenfalls glücklich machen wollten,

sobald dies in unserer Macht steht? Und das können wir auf die schnellste Weise nur durch Uebersendung dieses Briefes an Egon; nur wenn er durch diesen Brief die Gewißheit von Margarethens Liebe für ihn erhält, wird er im Stande sein, die Schranke niederzureißen, die, Gott weiß, warum, zwischen ihnen besteht! Also, mein Engelchen, laß mich machen und gehorche hübsch Deinem Herrn und Gebieter; denn weißt Du, meine Taube, das ist Deine Pflicht."

Marianne mußte sich sagen, daß ihr Gemahl Recht habe, und da sie selbst keinen anderen, besseren Rath wußte, so gab sie, obgleich immer noch mit Zögern, ihre Einwilligung.

Moritz setzte sich an den Schreibtisch und warf eilend folgende Zeilen auf das Papier:

„Liebster Freund!

„Diese Zeilen haben einzig den Zweck, Dich, mein lieber Egon, zu benachrichtigen, daß meine kleine Frau eine große Verrätherin ist. Jedoch ich liebe sie deßhalb nicht minder, und Du wirst sie geradezu anbeten, denn ihr Verrath wird Deinem Glücke und dem einer anderen Person förderlich sein. —

„Lies eilig das beifolgende Schreiben und verliere nicht im Uebermaß Deines Glückes den Verstand.

„Ob Du Deiner Frau davon sagen willst, überlassen wir ganz Deinem Ermessen. Später sollst Du Näheres erfahren, falls Du es wünschest. Jetzt will ich Dich nicht durch eine weitläufige Erklärung aller Warum's und Wie's aufhalten.

„Lies den Brief, Du kannst ihn gar nicht schnell genug lesen.

„Im Uebrigen, mein guter Egon, sei versichert, daß Dein und Deiner Gattin Glück unser innigster Wunsch ist.

„Gott wolle seinen Segen zu Mariannens gutgemeintem Verrathe geben!

„Behalte Du immer lieb

Deinen

aufrichtigen Freund

Moritz von Gerster."

In dieses als eilig bezeichnete Schreiben eingeschlossen, ging Margarethens Brief ab.

* * *

Doch es wird hohe Zeit, uns wieder nach dem Baron und der Frau, die seinen Namen trägt, umzusehen.

Kaum war unser Paar in Lerslie angekommen und wieder auf seinen eigenen Umgang allein angewiesen, als sie auch auf's Neue zu fühlen begannen,

daß eine Existenz, gleich der ihrigen, nur in dem rauschenden Treiben der Welt möglich sei, wo sie vor tausenderlei Vergnügungen, Besuchen und anderen Zerstreuungen kaum zur Besinnung kommend, nicht Zeit fanden, an sich und ihre Leiden zu denken. Ihre beiderseitige Kälte im Umgange hatte sich eher vermehrt, als vermindert. Der grenzenlose Stolz Beider drängte die Liebe immer tiefer in das Herz hinab, wo sie gleich einem nagenden Wurme allen Seelenfrieden untergrub. Nur in Einer Ansicht vereinigten sich Beide, ohne es sich doch selbst gestehen zu wollen, sie fühlten, daß dieses Leben nicht mehr lange so fortdauern könne. Eine Katastrophe war nahe, aber allem Anscheine nach mußte sie zu vollständiger Trennung führen, wenn nicht ein unvorhergesehener Umstand dazwischen kam, der Macht genug besaß, den Stolz zu verdrängen, um die Liebe hervortreten zu lassen.

Der Baron streifte ganze Tage in den Bergen umher, selbst das schlechteste Wetter verhinderte ihn nicht; im Gegentheil, stimmte doch dann die Natur in ihrem Aufruhr besser mit dem Zustand seines Inneren überein, als wenn sie in sanftem Frieden, strahlend von Schönheit, seinen Leiden zu spotten schien. Oft sprengte er auch im wildesten Ritte dahin, sich und seinen eigenen Gedanken zu entfliehen bemüht.

Wenn Margarethe nicht bei der Schwägerin weilte, die, damals noch in Apathie versunken, ihre Anwesenheit kaum zu bemerken schien, so lief sie ruhelos im Schlosse umher, oder saß in der Bibliothek, in Tönen ihre Liebe und ihre Leiden aushauchend; natürlich geschah dies nur, wenn Egon nicht zugegen war. Oft aber auch lag sie unthätig, ermattet auf dem Divan in ihrem Boudoir und starrte die Decke an oder zerfloß in Thränen. Oder auch — sie ließ sich Blanche satteln und, von Lion begleitet, suchte sie im rasendsten Galopp sich die Ermüdung zu verschaffen, die ihr den Schlaf in der Nacht sicherte.

Beide trafen nur bei den täglichen Mahlzeiten zusammen, oder sahen sich, wenn sie genöthigt waren, gemeinschaftlich einen Besuch zu machen.

Eines Abends kam der Baron von einem wahrhaft wahnsinnigen Ritte ermüdet nach Hause. Er ging nach der Bibliothek und versuchte zu lesen, allein die Buchstaben flossen vor seinen Augen zusammen, die Gedanken wollten sich nicht fesseln lassen. Er stand auf, das Zimmer durch die Balkonthür verlassend, die er gedankenlos hinter sich zuzog. Tief aufseufzend, sank er in einen Stuhl. Die Sonne war längst untergegangen, es wurde sehr kühl; Nacht lagerte sich auf die Erde — er bemerkte es nicht; schweigend und unbeweglich saß er im Dunkel.

Der Mond stieg herauf und beleuchtete mit silbernem Glanze den schweigend ruhenden Garten und die unbewegliche Gestalt des einsamen Mannes, dessen bleiches Gesicht, das längst die kräftige Farbe verlor, im Mondschein nur noch bleicher erscheint. Der stolze Zug um die Lippen ist schärfer geworden und hat eine bittere, schmerzliche Beimischung erhalten. Die ernste, aber auch wieder heitere Ruhe, die sonst auf der glatten Stirn thronte, ist verschwunden, die Stirn ist düster und gefurcht. Die weiße Hand ist in das volle Haar vergraben und stützt den müden Kopf; die glänzenden Augen richten sich zum Monde empor, doch ihr Glanz ist traurig, die Gluth, welche zuweilen in ihnen emporflammt, ist nicht wohlthuend. Die ganze Haltung Egon's spricht von einer traurigen Gleichgültigkeit und geistiger Erschöpfung.

Da fällt plötzlich ein blendender Lichtschimmer auf den Balkon. Noch immer bleibt er in unveränderter Ruhe, er scheint es nicht zu bemerken. Doch jetzt fährt er empor, schmerzlich zuckt der Mund, aber er wendet sich nicht; er mag sie nicht sehen, sie, die grausame Schöpferin aller seiner Leiden, doch sein Ohr lauscht wider seinen Willen den Tönen des Flügels.

Margarethe war von Waltersdorf zurückgekom-

men. In dem Glauben, ihr Gemahl sei noch nicht zurückgekehrt — da Niemand von ihrer Bedienung ihn gesehen — ging sie nach der Bibliothek, um dort die einzige Freude zu genießen, die ihr blieb. Allein heute wollten nur traurige Melodieen entstehen. Endlich griff sie nach dem ersten, besten Heft, das ihr in die Hände kam. Sie begann das Vorspiel zur Cavatine der Gräfin aus „Figaro's Hochzeit:"

„Heil'ge Quelle reiner Triebe!"

Die Worte, die so ganz ihre eigensten Gefühle und Gedanken ausdrückten, ergriffen ihr Herz, und so wurde die herrliche Musik zum leidenschaftlichsten Flehen. Wer konnte den Schmerzensschrei, die heiße Bitte:

„Gieb mir meines Gatten Herz,
Laß mich sterben, Gott der Liebe,
Oder lindre meinen Schmerz!"

hören, ohne mit Gewißheit zu fühlen, daß das Herz, aus dem diese Töne mit unwiderstehlicher Wahrheit emporstiegen, von leidenschaftlicher Liebe erfüllt sein müsse?

Egon war aufgestanden. Zitternd vor unbeschreiblicher Aufregung, lauschte er, krampfhaft sich an eine der Säulen haltend. Heftig arbeitete die Brust, und aus den Augen rannen glänzende Tropfen über das zuckende, erregte Gesicht.

Mit einer schrillen Dissonanz endete die leidenschaftliche Klage. Margarethe streckte die Arme zum Himmel und rief schluchzend in herzzerreißendem Tone: „Mein Gott, mein Gott, was ich leide! O, Egon, wirst Du mich denn niemals lieben?“

Dem Schmerzensschrei antwortete ein anderer der höchsten Freude, des reinsten Entzückens, und Egon lag zu ihren Füßen: „Margarethe! meine Margarethe! Du liebst mich? Du? O, mein Gott, laß mich nicht wahnsinnig werden über dieses unendliche Glück!“

Margarethens erstes Gefühl, als sie ihn zu ihren Füßen stürzen sah, war der höchste Unwille; ihre Thränen versiegten und stolz wollte sie, ihn zurückstoßend, sich erheben. — Aber als sie in sein von Thränen des Glückes überströmtes Gesicht blickte und die dunklen Augen mit so unverkennbarer Zärtlichkeit auf sich gerichtet sah, verschwand jeder Zweifel und in seine Arme sinkend, rief sie: „Ja, ich liebe Dich! Ich liebe Dich!“

In einem langen, glühenden Kusse feierten sie ihre wahre Vermählung, in diesem Kusse endeten alle Leiden. — — — — —

Der das Abendessen meldende Diener Friedrich gerieth in ein unglaubliches Erstaunen, als er die

Herrschaft neben einander sitzend fand, die Baronin an des Gemahls Brust ruhend, von seinen Armen umschlungen. Zwar fuhr sie schnell in die Höhe, als der Diener eintrat, aber dieser hatte genug gesehen, um das Ende des Soupers mit Sehnsucht herbeizuwünschen, damit er die unerhörte Neuigkeit beim Abendessen der Dienerschaft auskramen könne.

Nicht lange brauchte er zu warten. Die Herrschaft genoß nur wenig, sie hatten zu viel in ihren Gedanken, um essen zu können. Bald erhoben sie sich und der Baron befahl, den Thee eine Stunde später in das Boudoir zu bringen.

Der erlös'te Friedrich eilte, so schnell als möglich nach dem Zimmer der Haushälterin zu kommen, wo die Dienerschaft das Abendessen einnahm. Dies wollte heute für Friedrich's Ungeduld ewig nicht zu Ende kommen. — Endlich aber erhob sich die niedere Klasse der Dienerschaft. Nur die Crême blieb zurück. Diese bestand aus Frau Schenck, Fräulein Marie und Mamsell Beate, der Köchin, einer außerordentlich majestätischen Person; ferner dem Kammerdiener Jean, der seine Huldigungen zu gleichen Theilen dem Kammermädchen und der Köchin weihte, aber wirklich selbst nicht wußte, für welche von Beiden er sich entscheiden solle. Am liebsten hätte er sie Beide ge-

heirathet, und deßhalb pflegte er auch zu sagen: Es sei doch gar nicht so übel, ein Muselmann zu sein, denn diese könnten nie in den Fall kommen, in einen so unglücklichen Zwiespalt ihrer Gefühle zu gerathen. Einerseits gefiel ihm außerordentlich Mariens hübsches Gesicht mit dem kleinen Stumpfnäschen, das so allerliebst impertinent in die Welt schaute, sowie der feine Anstrich ihrer Bewegungen und Manieren, die sie so gut, als es ihr möglich, ihrer Gebieterin nachahmte. Andererseits konnte er aber auch den dunklen Feueraugen, die aus dem frischen, rothen Gesicht der majestätischen Köchin strahlten, nicht widerstehen. Zwischen beiden Mädchen herrschte denn auch eine gewaltige Eifersucht. Zwar machte sich Marie weder aus Jean noch aus Friedrich Etwas, aber sie kokettirte doch zuweilen ganz ernstlich mit dem Ersteren. Das that sie jedoch nur, um Beate zu ärgern, auf welche sie vermöge ihrer höheren Stellung, die sie in unmittelbare Nähe der Herrschaft brachte, mit souverainer Verachtung herabblickte. Beate, die den Kammerdiener sehr gern leiden mochte, haßte Marie, über deren Hochmuth sie oft bittere Klage führte, sie pflegte zu sagen: „Na, ich weiß nicht, was sich die Marie einbildet. Ich kann mich, Gott sei Dank, meiner Herkunft rühmen; mein Vater, Gott hab' ihn selig! war ein Staatsdiener,

er war Geheimerministerialsecretariatskanzleioberstubenheizer, und Mariens Vater war ein erbärmlicher Lumpensammler. Daß sich eine mildthätige Dame des armen Würmchens erbarmte, und ihr eine gute Erziehung geben und Alles lernen ließ, was eine Kammerjungfer wissen muß, na, darauf braucht sie doch wahrhaftig nicht so stolz zu sein.“

Diesen vier Personen, die allein würdig waren, seine Freundschaft zu besitzen, wollte Friedrich eben seine Neuigkeit mit wichtiger Miene erzählen, als Beate ihm in's Wort fiel:

„Na, Friedrich, was haben Sie denn? Sie öffneten ja heute beim Essen unaufhörlich den Mund, als wären Sie ein nach Luft schnappender Karpfen, der in den letzten Zügen liegt. Ist Ihnen Etwas in der Kehle stecken geblieben?“

„Ach nein, Mamsell Beate, aber ich habe eine ganz unglaubliche Neuigkeit auf dem Herzen; diese wollte immer heraus, aber ich hielt sie zurück, denn sie ist nur für uns geeignet.“

„So? Nun, dann kommen Sie nur schnell heraus damit, wenn es wirklich etwas Interessantes ist;“ sprach die Haushälterin, die Neugierigste von Allen.

„Ja, gleich, meine liebe Frau Schenck. Ei, Fräulein Marie, Sie scheinen gar nicht neugierig zu

sein. Was geben Sie mir denn, wenn ich schnell erzähle?" sagte er zu dieser, die zum größten Aerger Beate's mit Jean eifrig flüsterte.

Schnippisch erhob sie ihre kleine Nase, als sie erwiderte: „Ich neugierig? Warum sollte ich es? Es heißt gewiß wieder einmal: Viel Lärmen um Nichts. Wegen meiner können Sie immer Ihre Neuigkeit für sich behalten. Wenn Sie hören, daß ich Verlangen darnach trage, dann können Sie mich fragen, was ich Ihnen dafür geben will, aber eher nicht." Mit diesen Worten kehrte sie ihm den Rücken und begann auf's Neue mit Jean zu flüstern.

Beate wurde kirschroth vor Eifersucht und sagte: „Na, Friedrich, jetzt haben Sie Ihr Fett bekommen. Ja, ja, manche Leute sind von einem ganz unbegreiflichen Hochmuth. Lassen Sie sich das aber nicht kümmern, mein lieber Friedrich; bitte, sagen Sie der Frau Schenck und mir, was Sie wissen."

„Ja, Mamsell Beate, Ihnen Beiden will ich es sagen. Uebrigens werden andere Leute die Ohren weit aufsperren, wenn sie es hören. Nun denn, passen Sie auf. — Unsere gnädige Herrschaft fängt endlich an, mit einander zu leben, wie es sich für christliche Eheleute schickt. Ich habe gesehen, wie sie sich umarmten und küßten, daß es eine Lust war."

Zwar hatte er das Letztere nicht gesehen, allein er schloß, aus Dem, was er sah, müsse auch das Andere geschehen sein, und zögerte daher nicht, seine Erzählung durch diese kleine Lüge ein wenig auszuschmücken.

Die Wirkung seiner Nachricht war in Wahrheit keine geringe. Als man vor Erstaunen endlich zu Worten kam, sagte Frau Schenck: „O, das ist ja herrlich! Ist's denn auch gewiß wahr?"

Jean rief: „Na, Zeit war es endlich! Denn der gnädige Herr hätte am Ende, wenn es noch länger gedauert, vor lauter Liebe den Verstand verloren. Aber ich freue mich herzlich darüber."

„Ich habe das schon lange gewußt, daß es endlich dahin kommen müsse!" sagte Marie wichtig.

„Ei, Gott behüte! Natürlich!" — rief erbos't Beate. „Ja, gewisse Leute sind so ungemein klug, daß sie Alles, was passiren wird, schon vorher wissen. — Na, ich meinerseits bin auch sehr froh darüber. Nun wird die Herrschaft wohl auch wieder essen, wie andere vernünftige Menschen. Ich bin manchmal vor Aerger bald schwarz geworden, wenn die ausgezeichnetsten Schüsseln, die ich mit eigener Hand bereitet und mit denen ich Ehre einzulegen hoffte, unberührt zurückkamen."

„Ja, das glaube ich! Man sieht es übrigens, daß Sie viel Aerger gehabt haben, er hat Ihrem Teint, meine liebe Mamsell Beate, sehr geschadet.“

Die vor Wuth über diese boshafte Bemerkung Mariens zitternde Köchin schrie: „Ja freilich sehe ich nicht aus, wie solch' elendes Milchgesicht, das den ganzen lieben langen Tag Nichts weiter zu thun hat, als die Hände in den Schooß zu legen und die gnädige Frau anzuputzen. Dafür aber arbeite ich auch ordentlich und verdiene meinen Lohn nicht mit Sünden, wie andere Leute.“

Marie verlor nicht im Geringsten ihre Ruhe, denn sie wußte wohl, diese sicherte ihr ein bedeutendes Uebergewicht gegen die heftige Köchin. Mit vornehmem Achselzucken und spöttischem Lächeln versetzte sie: „Wenn Sie vielleicht mich mit den anderen Leuten, auf welche Sie so verblümt anspielen, meinen, so erlauben Sie mir wohl, daß ich Ihnen bemerke, daß, da ich mich nicht im Dienst, sondern in Condition befinde, ich auch keinen Lohn, sondern ein Salair erhalte.“

„O, das ist nicht übel!“ höhnte die Köchin. „Manche Leute sind doch so voll Hochmuth, daß es kein Wunder wäre, wenn sie überschnappten. Jetzt soll der Lohn gar noch Solitair heißen, während doch jeder Schuljunge weiß, daß das ein Stein ist,

den der Herr Baron am Finger trägt und der gar so schön funkelt und — —"

Ein unauslöschliches Gelächter unterbrach die Redende und brachte sie in einen heftigen Zorn, der sich in sicherlich nicht sehr feinen Worten Luft gemacht haben würde, wäre nicht in der Person des Postboten eine heilsame Unterbrechung eingetreten, welche den Ausbruch des drohenden Unwetters verhinderte.

* * *

Im Boudoir sitzt Margarethe im Divan, zärtlich über Egon geneigt, der, auf einem Kissen zu ihren Füßen sitzend, das Haupt auf ihre Kniee gelehnt, das strahlende Antlitz zu ihr emporhebt und der begierig Lauschenden das Geständniß ablegt, wie ihre Schönheit, ihre Klugheit und ihr stolzes, würdevolles Benehmen in der Hochzeitnacht die Liebe für sie in seinem Herzen erweckten, wie sehr er sie geliebt und wie viel er gelitten. Ein Klopfen an der Thür unterbrach diese Mittheilung.

„Wie, ist es schon Theezeit?" sagte Margarethe.

Der Baron antwortete mit einem Blick auf die Uhr: „Nein, Geliebte, noch nicht. Wir wollen doch sehen, was es so Eiliges giebt. Herein!"

Jean trat ein, auf dem silbernen Teller einen

Brief tragend: „Verzeihung, Frau Baronin! Ein als eilig bezeichneter Brief an den gnädigen Herrn!"

Nachdem der Diener sich entfernt, griff Margarethe nach dem Briefe. Das Siegel betrachtend, rief sie aus:

„Ich weiß, von wem er ist, aber Du mußt es errathen, wenn Du willst, daß ich ihn Dir gebe."

Egon hatte die Handschrift sogleich erkannt, er streckte lachend die Hand darnach aus, indem er sagte:

„Von Gerster ist er, mein Liebling. Gieb her, wir wollen doch sehen, was unser junger Ehemann so eilig zu melden hat."

Er trat, um besser zu sehen, an den Kamin, auf dessen Sims die Lampen standen, und las kopfschüttelnd die ihm vollkommen räthselhaft erscheinenden Zeilen. — Endlich entfaltete er den Brief, auf welchen er so dringend hingewiesen wurde. Kaum aber hatte er einige Zeilen gelesen, so stieg eine dunkle Gluth bis zu seiner Stirn empor, seine Augen flammten und glühten. Er unterbrach sich, um einen so glühenden, seltsamen Blick auf Margarethe zu werfen, daß sie erröthete und zu zittern begann, ohne zu wissen, warum.

Er las weiter, das Papier zitterte in seiner Hand wie vom Sturme bewegt. Als er zu Ende gelesen

näherte er sich ihr mit langsamen, wankenden Schritten, und vor ihr niederknieend, verbarg er einen Moment, ganz überwältigt von tiefer Bewegung, den Kopf an ihrem Busen, endlich sprach er mit leiser, bebender Stimme: „Ach, Margarethe, theures, geliebtes Weib! Wie viel Zeit des Glückes habe ich verloren! Mein ganzes Leben wird nicht genügen, eine Verblendung zu bereuen, die uns Beiden so große Schmerzen bereitete. Vergieb mir, vergieb mir Undankbarem!

„Aber was giebt es denn? Was erregt Dich so sehr, mein Geliebter? Was soll ich Dir verzeihen?"

Als einzige Antwort hielt er ihr den Brief entgegen.

Sie hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als sie ihn fallen ließ und ihr erröthendes Antlitz an Egon's Brust zu verbergen eilte.

Sie so fest in seine Arme schließend, daß sie zu ersticken vermeinte, sprach er: „So leidenschaftlich liebtest Du mich schon damals? O, wie unwürdig war ich Deiner Liebe! Ich elender, blinder Narr! Ja — und hätte ich noch zehn Mal mehr Leiden erduldet in diesen anderthalb Jahren unserer Scheinehe, sie wären immer noch nicht heinreichend, um eine so unbegreifliche Dummheit zu bestrafen, mit

der ich Deine jungfräuliche Zurückhaltung so mißverstehen konnte."

Margarethe entgegnete schelmisch lächelnd: „Ja, mein Freund, ich glaube, Du hast es oft bereut, mich nicht besser geprüft zu haben, ehe Du mich heirathetest. Jedoch," setzte sie seufzend und sehr ernst hinzu, „glaube mir, mein geliebter Egon, wenn wir unsere Leiden gegen einander abwägen wollten, so glaube ich, die meinen würden überwiegend sein. Denn was ich damals fühlte, als ich jene Unterredung vernahm, das war so über alle Beschreibung schrecklich, daß ich, wenn ich einen Todfeind besäße, diesem auch nicht das Viertel meiner damaligen Leiden zu wünschen vermöchte."

Egon küßte zärtlich die Thränen auf, die bei dieser bitteren Erinnerung unwillkürlich in den schönen Augen emporstiegen.

Margarethe lächelte. „Denken wir nicht mehr daran, mein Geliebter!" sagte sie. „Jetzt bin ich eben so glücklich, als damals unglücklich. Doch Marianne ist eine Verrätherin an meiner Freundschaft!"

Egon rief enthusiastisch: „Gesegnet sei dieser Verrath! Er machte mich mit einem Glücke bekannt, das ich selbst jetzt noch nicht geahnt hätte!"

„Ja, ich glaube das; aber Marianne und Moritz werden sich sehr verwundern, denn sie denken, nur

ihre Klugheit war im Stande, uns zu vereinigen. Welch' Glück, daß sie zu spät kommen, wir haben nun Niemandem unser Glück zu danken."

„Nein, Niemandem, als Dir, habe ich zu danken — nur Dir allein, mein theures Weib! Welch' glücklicher Abend! Endlich, endlich mein! O seliger Gedanke!" rief Egon, die Geliebte in seine Arme schließend und mit Küssen bedeckend.

Achtes Kapitel.

Eine freudige Ueberraschung.

Ein ganzes Jahr ist verflossen, seit der Commerzienrath seine Frau verließ. Niemand von unseren Freunden weiß Etwas von ihm, er ist spurlos verschwunden und scheint aus der Liste der Lebenden gestrichen zu sein.

Clara sitzt bleich, aber noch immer schön, an der Wiege ihres Kindes, eines hübschen, sieben Monate alten Knaben, der schon jetzt in dem niedlichen, rosigen Gesicht die entschiedenste Aehnlichkeit mit seinem Vater zeigt.

Die Commerzienräthin ist ganz schwarz gekle selbst ihr schönes blondes, glatt zurückgestrich Haar bedeckt eine häßliche schwarze Haube. Sei Abreise ihres Gatten trägt sie die düstere Far

Trauer. Mit mütterlichem Stolze ruhen ihre Augen auf dem sanft schlummernden Kinde, aber bald verdunkeln Thränen ihren Blick, sie seufzt: „Armes, vaterloses Kind! Armer Knabe! Wirst Du nicht einst Deiner verblendeten Mutter fluchen, deren elender Leichtsinn Dich des köstlichsten Gutes, eines liebenden Vaters, beraubte? — — Ach, welch' Glück habe ich für immer verscherzt! Und warum? Für was? — — O, elende Eitelkeit des weiblichen — nein, meines Herzens! Ihn, dessen Liebe mir doch das unentbehrlichste, unschätzbarste Kleinod war, vertrieb ich selbst von mir — jagte ihn in den Tod! — — — Wie lange war er mit seiner unerschöpflichen Liebe und Güte nachsichtig gegen mich, wie oft verzieh er mir, nahm mich wieder an sein edles, liebendes Herz! — Und ich elendes, undankbares Weib sündigte wieder und immer wieder. — Ja, ich hatte nicht einmal die Entschuldigung, daß ich nicht wußte, was ich that; nein, o nein! Ich war mir meines Unrechtes wohl bewußt und doch verfiel ich immer von Neuem in die alten Fehler. — — O Gott, mein Gott! h bin seine Mörderin!“ Sie fiel auf die Kniee und inbrünstiges, verzweiflungsvolles Gebet um Verung endete für kurze Zeit diese täglich, ja stündlich erkehrenden Selbstanklagen.

Seit die letzte Hoffnung, welche sie auf die Geburt

des Kindes gebaut, sich auch als Täuschung erwies, glaubte sie fest an den Tod des Gatten.

Auch Margarethe begann alle Hoffnung zu verlieren. Als sie eines Tages auf der Fahrt nach Waltersdorf war, sagte sie zu ihrem Gemahl, der von dem Erlöschen von Albert's Liebe für Clara sprach: „Nein, und nochmals nein, das ist unmöglich! Ich kenne meinen Bruder; wenn er überhaupt noch lebt, so liebt er sie auch noch. Eine Liebe, gleich der seinigen, endet nur mit dem Leben. — Es ist ganz unmöglich, daß er nicht Maßregeln genommen haben sollte, um Alles, was die immer noch geliebte Frau betrifft, zu erfahren. Freilich ist meine Hoffnung sehr gering, denn wenn er noch lebte, wie könnte er der Mutter seines Kindes zürnen? Aber, mein geliebter Egon, versuche doch noch einmal, den alten Werner auszuforschen, denn ich bin überzeugt, er, und Niemand sonst, kennt den Aufenthalt meines Bruders."

„Ja, mein Liebling, das will ich, ich dachte auch schon daran. Weißt Du, ich werde bei der Fabrik aussteigen, fahre Du allein in das Schloß, sage aber Clara nur, ich inspicirte die Säle."

Den schönen Mund, der sich ihm bot, wiederholt küssend, trennte sich der Baron von seiner Frau und begab sich in das Comptoir. Nachdem er sich

mit dem Buchhalter in das Nebenzimmer zurückgezogen, versuchte er noch einmal, mit Bitten und Fragen ihm eine bestimmte Nachricht zu entlocken. Das Resultat war durchaus nicht befriedigend, denn obgleich er mehr erfuhr, als er vorher gewußt, so diente doch die erlangte Kenntniß nur dazu, seine Unruhe zu vermehren.

Der alte Mann sagte: „Seien Sie versichert, Herr Baron, daß mir der Schmerz der Frau Commerzienräthin sehr zu Herzen geht; ja, ich kann sagen, er betrübt mich wahrhaft. Jedoch ich kann Nichts thun, um ihn zu mildern, ich darf es nicht. Ich kenne den Aufenthalt meines Prinzipals, ja ich leugne es nicht, ich kenne ihn, aber ein Schwur bindet meine Zunge. Der Herr ist von Allem unterrichtet, was seit seiner Abreise geschah, und ich that Alles, was in meinen Kräften stand, um ihn zur Rückkehr zu bewegen; warum er nicht kommt, kann ich nicht errathen. Er schreibt mir nie, außer in Fällen, wo das Geschäft es verlangt, und noch trat ein solcher nicht ein. Ich hingegen schreibe alle Monate. In der letzten Zeit überschritt ich meine Instruktionen, denn ich sendete jede Woche einen Brief ab, von welchen einer immer dringender war als der andere. Es ist mir vollständig ein Räthsel, warum er meiner dringenden Bitten ungeachtet nicht einmal ein Lebens-

zeichen von sich giebt. Wenn der kleine Albert ein Jahr alt ist, ohne daß wir eine Nachricht von seinem Vater erhielten, dann werde ich meinen Schwur brechen. Gott wird mir gnädig die Sünde verzeihen. Dann erst werde ich den Aufenthalt des Herren nennen, aber auch nicht eine Stunde, eine Minute eher — es sei denn — daß dem Leben der gnädigen Frau Gefahr drohe. Damit aber hat es, Gott sei Dank! keine Noth, denn obgleich ihre Seele immer noch viel leidet, so ist doch ihre Gesundheit kräftig. Das haben wir der großen Macht der Mutterliebe zu danken, welche allein sie aufrecht erhielt. Sie wissen, Herr Baron, der Arzt besucht die gnädige Frau täglich; er erhält von mir ein Extrahonorar, daß er nach jedem Besuche mir genaue Nachricht über den Zustand der Mutter und des Kindes giebt; so weiß ich, daß wir in dieser Hinsicht Nichts zu fürchten haben. Ich habe Ihnen mehr gesagt, Herr Baron, als ich sollte; allein um Ihnen gefällig zu sein, ging ich so weit, aber weiter kann und darf ich Nichts sagen."

Damit mußte Egon zufrieden sein, denn er wußte, daß alle Worte verschwendet sein würden, die er in der Absicht, mehr zu erfahren, an Herrn Werner richte. Er nahm sich vor, seiner Frau zu sagen, daß er gar Nichts habe herauslocken können;

denn warum sollte er in ihr Hoffnungen erwecken, die sich möglicherweise nie verwirklichen würden, die halb geheilte Wunde werde dann nur von Neuem und um so stärker bluten. Es war ihm keineswegs entgangen, wie sehr der alte Mann in seinem Inneren unruhig war, weil auch er sich die lange Abwesenheit und das starre Schweigen seines Prinzipals nur mit dessen Tode erklären konnte, obgleich er sich das selbst nicht gestehen wollte. —

Abermals verging ein Monat, der keine Kunde von dem Verschwundenen brachte.

Es war ein herrlicher September-Nachmittag, als der Baron mit seiner Gemahlin im Schloßgarten von Lerslie lustwandelte. Nichts kann die zärtliche Sorgfalt übertreffen, mit der er die geliebte Gattin führt, wie er wieder und wieder fragt, ob sie noch nicht ermüdet sei.

Margarethe lacht eben laut auf über seine abermalige Frage und sagt: „Aber, Egon, Du verzärtelst mich auf ganz unverantwortliche Weise. Du nimmst allzu viel Rücksicht auf meinen Zustand. Hast Du gestern nicht jene arme Frau gesehen, die in nächster Zeit Mutter zu werden hofft, und doch auf dem Arme einen dicken, bausbäckigen Jungen trug, der recht gut hätte laufen können, während ihren Rücken

die Last eines schweren Korbes beugte? Und ungeachtet aller dieser Bürden eilte sie mit rüstigen Schritten vorwärts, die von Ermüdung so weit entfernt schienen, als möglich."

„Komm, meine herzige Marga, setze Dich hierher, mein süßes Kind, Du mußt ermüdet sein! Nun lache nur nicht so sehr. Ich will es, Du sollst es sein, also — hübsch gehorsam, mein Engel!"

Er nöthigte die mit heiterem Lachen sich Sträubende durch sanfte Gewalt zum Niedersitzen, schob ein Sammetkissen herbei, auf das er ihre kleinen Füße legte, und selbst neben ihr Platz nehmend, sprach er weiter: „So, mein Püppchen, jetzt paß' auf, denn ich werde Dir eine Vorlesung halten. Jene arme Frau, von der Du sprichst, ist auch ganz anders erzogen, als Du, meine Marga. Sieh' doch die kleinen Mädchen im Dorfe, bei der größten Morgenfrische sitzen sie, mit Nichts als einem kleinen Hemdchen bekleidet, auf den kalten steinernen Thürschwellen, waten in dem eisigen Waldbache mit ihren kleinen braunen Füßchen umher, kurz, thun Alles, was für ein in der Stadt geborenes, in aller Verfeinerung des Luxus erzogenes Kind den Tod oder ein lebenslängliches Siechthum zur Folge haben würde. Diese Kinder aber bleiben gesund, werden groß und kräftig dabei, wenn sie anders nur genügende, wenn auch

geringe, aber nahrhafte Kost dabei haben. Sind sie größer geworden, so arbeiten sie, tragen große Lasten Holz und dergleichen nach Hause; schleppen sich, obgleich selbst noch Kinder, mit dem jüngeren Nachwuchs. So sind diese armen Leute von Kindheit an abgehärtet, an Arbeit und Mühen gewöhnt und erfreuen sich meistens des größten Segens — einer eisernen Gesundheit, eines starken Körpers; alle ihre Kräfte sind vollkommen entwickelt, während die armen Zimmer- und Schulsiechen — —"

Er wurde unterbrochen, denn Margarethe ergriff bleich, erschreckt seinen Arm, indem sie aufsprang und starren Blickes auf einen Herrn schaute, der eiligen Schrittes die Allee heraufkam, an deren Ende sie saßen. Als er näher kam, schrie sie laut auf: „Albert! Albert, mein Bruder! Bist Du es wirklich oder —?"

In der That, er war es. — Allein sein bleiches, verfallenes Aeußere rechtfertigte genügend den Gedanken, welchen auszusprechen sie sich scheute. Mit dem bleichen, abgefallenen Gesicht, den matten, tief in ihren Höhlen ruhenden Augen glich er wirklich eher einem aus dem Grabe auferstandenen Todten, als einem Lebenden. Er bereuete seine Unvorsichtigkeit, als er Margarethens Schrecken sah, und rief hastig: „Ja, Margarethe, geliebte Schwester! Ich bin es! Erschrick nur nicht, ich war ein Thor und hätte

Dich nicht so unvorbereitet überraschen sollen! Vergieb mir! Meine Sehnsucht, Etwas von Clara zu erfahren, ließ mich die nöthige Vorsicht vergessen. Um Gotteswillen, beste Schwester! O, Egon, sieh' doch! Was ist mit ihr?"

Der Baron schloß die bleiche Gestalt der in ihren Sitz Zurückgesunkenen in seine Arme.

Sie schien leblos und hatte die Augen geschlossen. Als sie aber den jammernden Ton vernahm, mit dem er rief: „Margarethe, meine Margarethe! komm zu Dir, Geliebte!" da öffnete sie mit schwachem Lächeln die Augen und flüsterte: „Beruhige Dich, es ist Nichts — ein plötzlicher Schwindel erfaßte mich. Es war nur allein die Freude, Dich, mein geliebter Bruder, wiederzusehen." Noch immer in Egon's Armen festgehalten, streckte sie Albert die Hand entgegen, die dieser zärtlich an seine Lippen drückte.

Bald hatte sie sich ganz erholt und warf sich halb lachend, halb weinend in Albert's Arme und rief: „O Albert, wie konntest Du so grausam gegen Deine arme Frau und gegen uns sein? Wie konntest Du uns durch ein so langes, hartnäckiges Schweigen glauben machen, Du befändest Dich nicht mehr unter den Lebenden? Weißt Du gar Nichts von Clara und Deinem Sohne? Denn Du bist Vater!"

„Ja, liebe Margarethe, ich weiß Alles. Wie befindet sich meine Clara? Ist mein Sohn gesund?"

„Beide sind gesund und der kleine Albert ist das schönste, kräftigste Kind, das ich je gesehen. Clara —"

Margarethens Mund wurde durch Egon's Hand sanft verschlossen, er sagte lächelnd: „Jetzt, mein geliebtes Kind, ist's genug mit Sprechen. Ruhe Dich aus, meine Marga. Das Weitere werde ich dem Bruder sagen. — Deine Frau, mein lieber Albert, ist vollkommen geheilt; alle guten Eigenschaften, die, früher von ihrem Leichtsinn unterdrückt, in ihr schlummerten, haben sich zur herrlichsten Blüthe entfaltet, sie ist jetzt eben so edel und gut, als schön. Deine Rückkehr wird, schnell alle ihre Schmerzen in Glück und Freude verwandelnd, auf ihren bleichen Wangen die Rosen wieder erblühen lassen. Aber, lieber Bruder, wenn Du wußtest, daß Dir ein Sohn geboren ward, warum kamst Du nicht früher zurück? Wir Alle hatten gehofft, diese glückliche Nachricht werde Dich verzeihend zurückbringen."

„Ihr hattet Recht mit dieser Hoffnung, mein Bruder. Ich werde Dir das später erklären. Jetzt dächte ich, wir gingen in das Schloß, mir scheint, Margarethe sieht angegriffen aus."

„Ja, Du hast Recht, Albert! Komm, mein Herzensliebling, Du mußt mir schon erlauben, daß ich Dich trage.“

Ehe sie nur ein Wort erwidern konnte, hatte der Baron sie aufgenommen, als sei sie eine Feder, und schritt langsam dem Schlosse zu.

Margarethe lachte und ließ sich geduldig forttragen; die Arme um Egon's Hals schlingend, rief sie: „Du böser Mann, als ob ich nicht gehen könnte! Da siehst Du es, Albert, wie sehr Deine arme Schwester tyrannisirt wird. In allen Stücken setzt mein Despot seinen Willen durch.“

Albert erwiderte: „Ja, meine Schwester, ich sehe, daß Du jetzt glücklich, sehr glücklich bist. Meine Freude darüber ist nicht gering, und ich finde in Eurem Glücke eine gute Vorbedeutung für das meinige. Ich war nicht blind, mich konntest Du nicht täuschen, wie unseren guten Vater, ich sah es sehr wohl, daß ein unbekanntes Etwas zwischen Euch stand. Da ich aber stets der Meinung war, daß Niemand ein Recht hat, sich in Anderer eheliche Verhältnisse zu mischen, so schwieg ich, auf Deine Herzensgüte und den edlen Charakter Egon's vertrauend. Gott sei gelobt, daß ich mich in dieser Hoffnung nicht getäuscht!“

Margarethe drückte sich fester an den Gemahl und verbarg ihr erröthendes Gesicht an seiner Schulter. Egon wendete den Kopf und drückte einen zärtlichen Kuß auf ihr Haar.

In ihrem Zimmer angekommen, legte er, doch etwas schwer athmend, seine süße Bürde auf ein Sopha des Wohnzimmers nieder und sagte: „So, mein Engel, hier bleibst Du nun liegen und ruhst Dich aus.“

„Nun, ich muß wohl gehorchen, da Du es einmal willst. Aber komm her, mein Egon, Deine Stirn bedecken Schweißperlen, laß Dich abwischen.“ Während sie dies mit zärtlicher Sorgfalt that, sagte sie lächelnd: „Siehst Du, mein Lieber, ich bin doch nicht so leicht, als Du immer sagst, denn ich scheine Dir schwer genug geworden zu sein. — Jetzt aber, mein lieber Albert, könntest Du uns wohl Deine Abenteuer erzählen?“

„Erlaube, liebe Schwester, das hat noch Zeit. Erst muß ich wissen, ob ich wagen darf, mich meiner Clara zu zeigen. Wenn Ihr glaubt, daß dies ohne Gefahr für sie geschehen kann, so reise ich augenblicklich ab, denn ich sterbe fast vor Sehnsucht, sie und mein Kind zu umarmen. In diesem Falle werdet Ihr, meine Lieben, für heute auf meine Erzählung verzichten müssen.“

„O nein, mein Bruder, das geht durchaus nicht," erwiderte schnell der Baron. „Ich verstehe Deine Sehnsucht wohl, aber Du mußt Dich durchaus gedulden. Wir dürfen es auf keinen Fall wagen, Dich ohne sorgfältige Vorbereitung Clara zu zeigen, denn sie hält Dich für todt. Als Du nach der Geburt Deines Sohnes nicht zurückkehrtest, verschwand aus ihrem armen Herzen auch die letzte Hoffnung. Unsere sorgfältigsten Nachforschungen lieferten kein Resultat, und so versank sie immer tiefer in ihre Trauer und ihren Schmerz, der sie getödtet haben würde, wenn nicht die Mutterliebe sie aufrecht erhielt. Niemand von uns hätte je die Tiefe ihrer Liebe für Dich geahnt; wäre sie nicht Mutter geworden, sie würde heute entweder todt oder wahnsinnig sein. Ihre Gesundheit ist, wenn auch nicht gestört, doch ungemein zart, und wir müssen mit äußerster Vorsicht verfahren."

Der Commerzienrath war aufgestanden und ging zum Fenster, um seine Thränen zu verbergen.

Nach einer Pause, während welcher Albert sich wieder gefaßt, sprach Egon weiter: „Meine Marga darf nach Verordnung des Arztes, aus Rücksicht für ihren Zustand, eine so weite Fahrt für jetzt nicht unternehmen; also muß ich Deine Frau vorbereiten. Wenn wir heute noch fahren wollten, so würden wir

mitten in der Nacht nach Waltersdorf kommen. Also mußt Du für heute Dich gedulden."

„Ja, ich glaube, Du hast Recht, lieber Bruder. Nun denn — ich muß Geduld haben!" sagte seufzend Albert.

„Ja, mein armer Bruder, es hilft wirklich Nichts. Damit Dir aber die Zeit nicht zu lang wird, so dächte ich, Du befriedigtest meine Neugierde und erzähltest Deine Erlebnisse während dieser langen Zeit Deiner Abwesenheit."

„Das Souper ist servirt!" meldete mit tiefer Verbeugung der eintretende Diener.

„Ei, schon?" rief die Baronin. „Nun, so müssen wir uns bis später gedulden. — Bis nach dem Speisesaal darf ich wohl gehen, mein holder Tyrann? Oder wollen mich Eure Gnaden etwa wieder tragen?" fragte sie scherzend, zu Egon gewendet. Als er dazu Miene machte, schlug sie ihn lachend auf die Hände und rief, in die Höhe springend: „Nein, nun wird es mir aber doch zu bunt! Nächstens werde ich nicht mehr von einem Stuhl zum andern gehen dürfen. Hören Sie, mein Herr, Sie werden zur Strafe Ihrer Unart allein zum Speisesaal gehen! Komm, mein lieber Albert, leih' mir Deinen Arm und erheitere Dich, mach' kein so tr[illegible]es Gesicht. Du hast das ja

nicht nöthig, die Zukunft liegt lachend und rosig vor Dir. Deine Ankunft wird Clara's Gesundheit besser kräftigen, als alle Aerzte und Arzneien der Welt; sie wird bald wieder so schön und blühend sein, als vorher, und Ihr werdet eines weit höheren Glückes genießen, als früher. Nur laß Dir rathen, mein lieber Albert" — setzte sie scherzend und mit einem schelmischen Seitenblick auf Egon hinzu — „tyrannisire Deine arme Clara nicht so sehr, als mein böser Mann mich!"

Auf dem kleinen Wege nach dem Speisesaal schaute sie sich fortwährend lachend nach Egon um, der, eine sehr trübselige Miene affektirend, hinterdrein ging.

Der Commerzienrath gestand, daß er aus Eile, vorwärts zu kommen, heute gar kein Diner zu sich genommen und seit dem Frühstück Nichts genossen habe. Er speis'te daher mit vielem Appetit und fühlte sich, nachdem er ein Glas Wein getrunken, wie neu belebt.

Nachdem man wieder traulich im Boudoir beisammen saß, erzählte er Folgendes: „Als ich an jenem Abende Feldheim zu den Füßen meiner Frau erblickte, der ich doch verboten, ihn zu empfangen, verlor ich alle Beherrschung meines Thuns, ja mein

Schmerz raubte mir fast die Fähigkeit, zu denken. Ihr, meine Lieben, kennt durch Clara den ganzen Vorfall, der meine Abreise veranlaßte, sicher noch genauer, als ich; daher brauche ich nicht weiter darauf einzugehen."

„Ja wohl," fiel die Baronin ein, „wir wissen Alles. Aber Du, mein Bruder, hättest die Manieren jenes Menschen bedenken sollen, dann würdest Du keinen Verdacht auf Clara geworfen und über das Ganze ruhiger gedacht haben. Jener Unverschämte macht jeder Dame eine Liebeserklärung, denn er glaubt, ihm könne Keine widerstehen. Du weißt, mein Bruder, Niemand ist wohl weiter von Gefallsucht entfernt, als ich, und doch wurde auch ich von seiner sogenannten Liebe belästigt, und er wußte auch mir eine Erklärung derselben, trotz meiner Vorsicht, aufzudringen. Clara hat bei ihrer ewigen Seligkeit geschworen, daß sie ihn dazu wirklich nicht aufgemuntert habe und eben im Begriff gewesen sei, ihm ihr Haus für immer zu verbieten. Wenn Du nur noch einen Augenblick Deinen Zorn gezügelt hättest, so würde Dir ihre Unschuld völlig klar geworden sein."

„Ja, meine liebe Schwester, ich glaube das wohl, allein dazu hätte ich meine Besinnung gehörig beisammen haben müssen, was, wie ich Dir schon sagte,

durchaus nicht der Fall war. Zum klaren Nachdenken kam ich gar nicht und ich verhärtete mich gegen alle Bitten und Thränen Clara's, denn ich wußte, wenn ich sie einließ, würde ich nicht mehr im Stande sein, den gefaßten Entschluß auszuführen. Und daß ich fort wolle, fort müsse — dies stand fest in mir. Schon längst war mir das Leben, welches Clara zu führen liebte, unerträglich gewesen. Ich war überzeugt, da ich alles Andere versucht, wenn es möglich war, daß sie sich ändere, so würde es nur dann geschehen, wenn sie glaubte, meine Liebe für immer verloren zu haben. Deßhalb bezwang ich mich, um sie dies glauben zu lassen. In dem entsetzlichen Zustande, in dem ich mich befand und welcher durch Clara's Bitten und Thränen zur höchsten Qual gesteigert wurde, brauchte ich den letzten Rest meiner Besinnung, um Alles zu ordnen und Instruktionen für meine Leute zu hinterlassen. Ich beschloß, den Paß eines Herrn Seelow, der vor Kurzem gestorben und dessen Papiere und Effekten zur Weiterbeförderung an seine Aeltern bei mir lagen, zu benutzen. Dieser Paß war wie für mich geschrieben und lautete nach England. Unterweges, als nach langen Stunden meine Geisteskräfte völlig zurückkehrten und ich mit ruhiger Ueberlegung des Geschehenen zu gedenken vermochte, sah ich wohl ein,

daß Clara unmöglich jenen Menschen lieben konnte; ich erinnerte mich seiner Manieren und mein Verdacht schwand. Ein längeres Nachdenken genügte, um mir zu sagen, daß Clara nur mich liebe, denn trotz ihres Leichtsinnes liegt Heuchelei nicht in ihrer Natur. Diese Ueberzeugung, die immer fester in mir wurde, beruhigte und beglückte mich, bewog mich aber nicht zur Umkehr. Ich war entschlossen, Clara's Besserung zu versuchen, beabsichtigte aber keineswegs, so lange fern von ihr zu bleiben. In England besuchte ich alle in mein Fach einschlagenden Fabriken und sammelte mir nützliche Kenntnisse; dann bereis'te ich Irland und zuletzt Schottland. Plötzlich blieben meine Briefe aus, die ich mir von London nachschicken ließ; ich that die nöthigen Schritte und erhielt endlich die durch ein Versehen liegen gebliebenen. Es waren mehrere. Der eine, welcher mir die Geburt eines Sohnes meldete, war drei Monate alt. Ihr könnt wohl denken, daß ich nicht einen Augenblick zögerte, mich auf die Rückreise zu begeben, die, da keine andere Beförderung in den hochländischen Gebirgen, wo ich mich befand, möglich ist, zu Pferde geschehen mußte. In rastloser Eile vorwärts zu kommen, reis'te ich auch des Nachts bei Mondenschein. Mitten in dem wildesten Theile des Hochlandes, etwa zehn Meilen vom ‚Ben Nevis' entfernt, überraschte

mich ein entsetzlicher Gewittersturm. Keinen Pfad vor mir, noch hinter mir sehend, blieb mir Nichts übrig, als mit meinem Pferde, das ich am Zügel zu halten genöthigt war, da es vor den blendenden Blitzen und dem durch das Echo der Berge hundertfach verstärkten, ununterbrochen rollenden Donner scheute, volle vier Stunden alle Wuth der entfesselten Elemente auszuhalten, ohne einen anderen Schutz zu besitzen, als meinen, binnen wenig Minuten durch den gerade herabstürzenden Regen vollständig durchnäßten Reisemantel. Es waren das fürchterliche Stunden! Das bläulich gelbe Licht der Blitze, die nach allen Richtungen hin den schwarzen Himmel zuckend zerrissen, zeigte mir das Entsetzen meines Pferdes, das mit gesträubter Mähne, rollenden Augen und schäumendem Maule kerzengerade emporzusteigen versuchte, so daß ich es nur mit Aufbietung aller meiner Kräfte festzuhalten im Stande war. Geblendet blieb ich dann wieder in tiefster Finsterniß zurück, nicht wissend, ob der nächste Schritt, den ich versuchte, mich nicht in einen der zahlreichen Abgründe hinabstürzen könne. — Ich bemühte mich, schmeichelnd dem Pferde zuzureden, das sonst so willig meiner Stimme gehorchte. Vergebens! Ich selbst vernahm die Laute nicht, die meinem Munde entflohen. Das Rollen des Donners, das Heulen des Sturmes und

das Rauschen der von den Bergen herabstürzenden, zu Flüssen angeschwollenen Waldbäche, alles Dies machte mit dem klatschenden Geräusch des in Strömen niederstürzenden Regens ein solches Höllenkonzert, daß jeder Laut der menschlichen Stimme augenblicklich davon verschlungen wurde. — Endlich ließ der Regen nach. Der Sturm zog sich mehr in die Höhe und jagte die schwarzen, schweren, phantastisch geformten Wolken am Himmel dahin, an dem schon hier und da das freundliche Licht eines Sternes zwischen den Wolken sichtbar wurde. Immer klarer wurde der Himmel, und bald strahlte der Mond in silbernem Glanze von dem sternenbesäeten, tiefblauen Firmament hernieder. — Jetzt endlich wurde mir klar, wo ich mich befand. Ein heißes Dankgebet zu dem Herrn des Himmels und der Erde stieg aus meinem Herzen empor. Er hatte mich gnädig und wunderbar beschützt! — Der Schrecken meines Pferdes rührte nicht allein vom Gewitter her, sein Instinkt hatte es besser die Gefahr erkennen lassen, in welcher wir schwebten. Etwa fünf Schritte von uns entfernt gähnte ein tiefer, schauerlicher Abgrund, in dessen Tiefe ein Fluß schäumend und tobend seine schwarzen Wogen wälzte und in welchen, wie ich bei der nun eingetretenen Ruhe deutlich vernahm, rechts und links von der Höhe donnernd und tosend zwei Waldbäche

schäumend hinabstürzten. — Bei dem freundlichen Lichte des Mondes fand ich den Weg wieder und gelangte durch den tiefen Koth, in welchem mein Pferd bei jedem Schritte einsinkend sich mühsam fortarbeitete, im buchstäblichsten Sinne triefend, an allen Gliedern von dem eisigen Hauche des Nordwindes erstarrt und wie gelähmt, endlich zu einer elenden Bauernhütte. Die zuvorkommende Gastfreundschaft der armen Leute gewährte mir Alles, was ihrer Armuth möglich war. Unterkommen für mein Pferd und einige Hände voll Heu für das hungernde Thier, ein reinliches Strohlager und ein wenig heiß gemachte Milch für mich war das Einzige, was sie mir zu bieten im Stande waren. Und doch verdankte ich diesen armen Leuten nach Gottes Willen mein Leben. In dieser Hütte fand ich mich nach einigen Wochen wieder. — Die heftige Erkältung jener Nacht hatte ein Fieber herbeigeführt, das mich an den Rand des Grabes brachte. Die guten Leute hatten mich mit aufopfernder Sorgfalt gepflegt und mich gerettet. Nach Verlauf weiterer drei Wochen hatten die Kräutergetränke meiner sorgsamen Pflegerin meine Kräfte so weit zurückgeführt, daß ich mein Pferd zu besteigen im Stande war. Alle ihre Vorstellungen, Warnungen und Bitten waren nicht vermögend, mich zu einem längeren Aufenthalte zu bewegen. Die Sehnsucht

nach Clara und meinem Sohne verzehrte mich und ließ mich meinen Kräften mehr, als ich sollte, vertrauen. Ich reis'te ab, nachdem es mir mit vieler Mühe gelungen war, meinen gütigen Pflegern eine angemessene Vergütigung ihrer Mühen aufzudringen, die ihnen bei ihren einfachen Verhältnissen als ein großer Reichthum erschien. Doch nur zu bald mußte ich einsehen, wie sehr Unrecht ich gethan, die Warnung meiner lieben Wirthe nicht zu beachten. Meine Kräfte schwanden immer mehr, und obgleich ich, da es der Weg nun erlaubte, zu Wagen reis'te und nur kleine Tagereisen machte, kam ich doch nicht weiter als bis Edinburgh. Besinnungslos fuhr ich in die Stadt ein und wurde in das Hospital gebracht. Der Oberarzt Doctor Jamet, ein Engländer, wurde durch die Gelder und Papiere, welche ich bei mir führte, aufmerksam gemacht und ließ mich in seine eigene Wohnung bringen. Der großen Geschicklichkeit dieses vortrefflichen Mannes und der sorgfältigen Pflege seiner jungen Gattin dankte ich nächst Gott die abermalige Genesung von dem weit gefährlicheren Rückfalle des Fiebers. Jetzt wißt Ihr Alles, meine Lieben!" —

„Armer Bruder! Gott sei gelobt für die gnädige Hülfe, die er Dir gesandt! Aber ich sehe, Du bist

erschöpft; geh' zur Ruhe, mein lieber Albert, und sammle Kräfte für morgen."

„Ja, Margarethe hat Recht, mein guter Albert," sagte Egon. „Morgen in aller Frühe wollen wir abreisen. Während ich Deine Frau vorbereite, wirst Du in dem Wagen bleiben, bis ich Dich rufen lasse. Meinst Du nicht auch, daß dies das Beste sein wird?"

„Ja, mein lieber Egon, ich bin ganz damit einverstanden. Gute Nacht und lebe wohl, liebe Schwester, denn ich sehe Dich doch wohl vor meiner Abreise nicht mehr?"

„Nein, liebster Bruder. Egon duldet es jetzt durchaus nicht, daß ich früh aufstehe. Deßhalb, mein lieber Albert, sage ich Dir jetzt Lebewohl; aber höre, nicht wahr, Du kommst bald mit Clara und dem kleinen Albert, um mich zu besuchen, da ich nicht zu Euch kommen kann?"

„Ja gewiß, meine gute Schwester!"

„Nun, so leb' wohl, und Gott segne Dich."

Er küßte sie zärtlich und ging, von Egon bis zur Thür begleitet, nach seinem Zimmer. Doch fand er die Ruhe nicht, die seinem erschöpften Körper so nöthig war; Sehnsucht und allzu große geistige Aufregung verhinderten ihn am Schlummer.

Neuntes Kapitel.

Die Wiedervereinigten.

Endlich kam der von Albert so heiß ersehnte Morgen. Herrlicher Sonnenschein lag auf den Fluren, er zitterte in Millionen Funken auf dem Grase und in dem schon sich färbenden Laube der Bäume; hier und da begann ein Finke sein fröhliches Lied, und über den kurzen Rasen des Gartens schlüpften in zierlichen Sprüngen Margarethens zahme Rehe, als der Commerzienrath das Fenster schloß, aus dem er den Sonnenaufgang beobachtet hatte, und sich nun auf den Weg nach den Zimmern seines Schwagers begab. Fast unberührt stand sein Frühstück auf dem Tische, er fühlte sich unfähig, Etwas zu essen.

In des Barons Zimmern sah es ganz anders aus, als damals, wo wir in Margarethens Beglei-

tung diese Räume besuchten. Sie hatte es durchgesetzt, daß die Zimmer ihres Gemahls eben so schön und comfortable, wenn auch in ernsterem Styl, eingerichtet wurden, als ihre eigenen. Zwar hatte der Baron sich Anfangs gesträubt, da ihm durch lange Gewohnheit das Meublement nicht mehr so düster erschien; ja, er hatte es so weit gebracht, sich in dieser Umgebung behaglich zu fühlen.

Die Baronin hatte aber mit schmollender Miene betheuert, daß sie dann nie einen Fuß in diese grabesähnlichen Zimmer setzen werde, in welchen der Schatten der ermordeten Isidora zu schweben scheine. Wenn diese Räume freundlich aussähen, würde sie gekommen sein, sich mit ihrer Stickerei zu Egon zu setzen, wenn er schreibe, oder ihm zu helfen, falls das nöthig sei. „Nun aber," fügte sie mit unwiderstehlichem, zugleich schmollendem und schelmischem Lächeln hinzu, „könne er hübsch allein bleiben, jetzt werde ihr so Etwas gar nicht einfallen."

Die Aussicht auf so liebenswürdige Gesellschaft gewann ihn schnell, lächelnd gab er seine Einwilligung zur großen Freude Margarethens, die gewissenhaft ihr Versprechen hielt.

Das unförmliche Bett befand sich nun auf Margarethens Anordnung sammt allen Möbeln, die man als zu diesem Bett gehörend an den gleichen Schnitze-

reien erkannte, im obersten Zimmer des Mittelthurmes, wo auch Isidora's Portrait, das sie im Brautanzuge zeigte, aufgestellt war. —

Im Schlafzimmer fand der Commerzienrath Jean, der beschäftigt war, für die Fahrt in der Morgenfrische den Mantel seines Herrn bereit zu legen. Auf Albert's Frage nach dem Baron erwiderte er: „Der gnädige Herr hat sich zur Frau Baronin begeben."

Eben trat Egon durch die Thür des Ankleidezimmers ein. „Ah, guten Morgen, mein lieber Albert!"

„Guten Morgen, mein bester Egon! Wie befindet sich meine Schwester?"

„Ich war eben bei ihr, sie schläft jetzt ganz sanft. Eigentlich war ich etwas besorgt, denn sie hat sich fast die ganze Nacht ruhelos umhergeworfen und nur wenig geschlafen. — Als ich sie gestern Abend verließ, schien sie mir so aufgeregt, daß ich mehrere Male in der Nacht aufstand, um nach ihr zu sehen. Es scheint aber glücklicher Weise Nichts von Bedeutung zu sein, denn jetzt geht der Puls ruhig und der Athem ist gleichmäßig. — Jean, ist der Wagen bereit?"

„Zu Befehl, Herr Baron!"

„Nun, so komm', Bruder, dann wollen wir in Gottes Namen fahren, um auch nach Waltersdorf Freude und Glück zu bringen."

Sie bestiegen den Wagen. Aber als die Pferde schon anzogen, rief der Baron noch einmal „Halt!" und winkte Jean heran; zu diesem sagte er: „Du wirst Acht haben, wenn die Baronin Marien klingelt, und dieser auftragen, sich ganz genau von dem Befinden der gnädigen Frau zu unterrichten. Sollte dies nicht ganz gut sein, so schickst Du mir sogleich den Reitknecht Thomas nach. Er mag mein Pferd nehmen, damit er schneller vorwärts kommt. Hast Du mich verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Baron!"

„Nun denn, vorwärts!"

Zu Albert's großer Erleichterung, der seines Schwagers ängstliche Sorge für Margarethe ein wenig übertrieben zu finden begann, ging es ohne weiteren Aufenthalt, so schnell die Pferde laufen wollten, dem Ziel seiner heißen Sehnsucht entgegen.

Dort angekommen, fand jedoch der Baron seinen Schwager in Betreff des gemachten Planes etwas widerspänstig, denn er wollte durchaus Zeuge von Egon's Unterredung mit Clara sein.

Es blieb Nichts übrig, als dem Aufgeregten den Willen zu thun.

Der Baron ließ sich melden und ward sogleich angenommen.

Der Commerzienrath verbarg sich mit Hülfe seines alten Kammerdieners, der, als er seinen Herrn erblickte, vor Freuden laut aufgeschrieen hätte, wenn nicht der warnende Wink Albert's ihn noch zu rechter Zeit an die nöthige Vorsicht erinnert, und der nun schweigend die dargereichte Hand mit Küssen bedeckte, im Nebenzimmer, wo er Alles hören und auch durch die Spalte der nur angelehnten Thür das Zimmer übersehen konnte.

Clara saß, wie immer, schwarz gekleidet am Fenster in einem Lehnstuhl; auf dem Teppich zu ihren Füßen wälzte sich der kleine Albert, mit den Händchen in einem ganzen Haufen Spielzeug umherwühlend.

Das Kind hatte kaum den Onkel erblickt, als es, laut aufjauchzend, die Aermchen nach diesem ausstreckte; denn der kleine Bursche kannte Den sehr wohl, der nie verfehlte, sein Leckermäulchen mit Bisquits zu versorgen.

Egon, der das Kind sehr liebte, nahm ihn auf und ließ ihn, nachdem er sein Küßchen empfangen, eine kleine Luftreise machen, wobei der Kleine vor Lust kreischte und zappelte. Endlich setzte er ihn mit sammt seinem Bisquit zu dem Spielzeug nieder.

Clara schaute mit dem ihr eigenen wehmüthigen Lächeln der Freude ihres Sohnes zu, und reichte nun dem Baron die Hand, welche dieser respektvoll an seine Lippen führte. „Sind Sie allein?“ fragte sie. „Wo ist Margarethe? Ich bin so sehr daran gewöhnt, in letzter Zeit nie Eins von Ihnen ohne das Andere zu sehen, daß ich hoffe, es ist nicht Unwohlsein, das unsere liebe Margarethe verhinderte, Sie zu begleiten.“

„Nein, dem Himmel sei Dank! das ist nicht der Fall; aber der Arzt sagt, sie dürfe für jetzt nicht so weit fahren, dies könne ihre Mutterhoffnungen zerstören.“

Clara erröthete und ein freudiges Lächeln gab ihr für einen Augenblick den ganzen Glanz ihrer Schönheit zurück, als sie sagte: „O, wirklich? Das ist ja eine sehr erfreuliche Nachricht, die Sie mir da bringen, mein lieber Schwager, und ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück!“

Egon küßte nochmals ihre Hand und betrachtete seine Schwägerin mit prüfendem Blick, ihre rückkehrende Blässe schien ihm heute besonders groß. Er hatte es sich so leicht vorgestellt, sie vorzubereiten, und jetzt erschien ihm Alles, was er ihr sagen wollte, immer noch nicht vorsichtig genug.

Sie bemerkte seinen Blick und sagte: „Aber, mein guter Egon, es muß etwas Ungewöhnliches sein, was Sie heute zu mir führt, denn Sie sehen so ernst aus. Was haben Sie nur?"

„O, es ist Nichts weiter, meine liebe Clara. Ich wünschte nur über Einiges mit Ihnen zu sprechen."

„Mit mir? Was betrifft es denn? Sind es Geschäfte?"

„Nein, das nicht; sondern etwas Anderes!" Er kam sich unendlich unbeholfen und lächerlich vor, aber er zögerte immer noch, nach vorsichtigeren Worten suchend.

Sie neigte sich vorwärts und blickte forschend in sein verlegenes Gesicht. Plötzlich erbleichte sie noch mehr und rief endlich: „Es betrifft Albert! Sie haben Nachricht von Albert. Ja, leugnen Sie nicht, ich sehe es an Ihren Augen, die so besorgt auf mich blicken. O Gott, was werde ich hören!" Sie fiel in ihren Stuhl zurück und schloß die Augen.

Er athmete auf, als sie schon an seinen Augen errieth, was er zu sagen nicht wagte, und sprach schnell:

„Fürchten Sie Nichts, theure Schwester! Ja, Sie haben es errathen, es ist aber nichts Schlimmes, was Sie hören werden."

Sie öffnete die Augen und heftete sie mit einem glänzenden, unsäglich bittenden Blick auf ihn, indem sie sprach: „Nichts Schlimmes? Also etwas Gutes! Lebt mein theurer Albert; und wo? Was wissen Sie von ihm? O, sprechen Sie schnell, mein lieber Bruder, zögern Sie nicht, ich beschwöre Sie!"

Langsam sprach er: „Beruhigen Sie sich, er lebt und ist gesund!"

Sie stieß einen leisen Schrei aus, und auf die Kniee sinkend, streckte sie die gefaltenen Hände empor und rief: „Dank, Dank, mein Gott! Gepriesen seiest Du, o Herr, für Deine Gnade für mich Unwürdige!" Das Kind mit ihren Armen umschlingend, es mit Küssen bedeckend, jubelte sie: „Hörst Du, mein Sohn, mein geliebtes Kind, Dein Vater lebt! Ich bin keine Mörderin!"

Albert zitterte und weinte hinter der Thür, aber noch wagte er nicht, sich zu zeigen, sie mußte erst noch mehr vorbereitet sein.

Der Baron hob sie auf, ihr das Kind abnehmend, drückte er sie mit sanfter Gewalt auf den Stuhl zurück, neben welchem er selbst mit dem Kinde Platz nahm. Der Kleine spielte mit der Hand des Onkels und erfreute sich an dem blitzenden Ringe daran, er verhielt sich ruhig.

Als Clara's Erregung sich ein wenig beruhigt, sagte Egon: „Ich erhielt gestern Nachricht von ihm, er lebte in England und es dürfte gar nichts Unmögliches sein, daß er sich jetzt auf der Rückreise nach — oder gar schon in Deutschland befindet."

„In Deutschland? Er kehrt zurück? O, mein Gott! Glaubt er an meine Unschuld? Wird er mir vergeben? Werde ich ihn wiedersehen?"

„Ja wohl, meine liebe Clara, das sollen Sie, und — wenn — ich wüßte —" fügte er zögernd hinzu, denn ihre leichenähnliche Blässe, ihr keuchender Athem und die fieberhafte Spannung ihrer Züge ließen ihn bedenken, ob es auch rathsam sein möchte, ihr heute die ganze Wahrheit zu sagen. Aber es war zu spät zum Zögern, sein die angelehnte Thür streifender Blick ließ sie ahnen, was er auszusprechen noch nicht gewagt.

Sie sprang auf; mit heiserer, vor Bewegung erstickter Stimme rief sie: „Albert! Albert, mein Gatte, bist Du hier? O, tritt hervor; schnell, schnell! Ich leide Folterqualen! Die Ungewißheit tödtet mich!"

Nicht länger zögernd, öffnete Albert die Thür und stürzte herein.

Als sie ihn erblickte, sank sie auf die Kniee. Die Arme nach ihm ausstreckend, rief sie: „Ich bin unschuldig! Vergieb mir, mein — —"

Er eilte auf sie zu, die Umsinkende in seinen Armen emporhebend. Es war nach dem langen und großen Schmerze zu viel der Freude auf einmal. Sie hatte die Besinnung verloren.

Er legte sie auf den Divan und an ihrer Seite niederknieend, versuchte er, sie in das Leben zurückzurufen; er wählte das beste Mittel dazu.

In seinen Armen, unter seinen Küssen erwachte sie mit seligem Lächeln zu neuem Leben, neuem Glücke. —

Als Egon sah, für ihre Gesundheit sei Nichts zu fürchten, setzte er das Kind zu seinem Spielzeug nieder und schlich sich leise davon, denn er wußte sehr wohl, wie vollkommen überflüssig er jetzt war. — Später beim Diner brachte der Diener dem glücklichen Paare seine Grüße und die Einladung, bald nach Lerslie zu kommen. —

Der kleine Albert, der seine Mutter mit vielem Mißbehagen in den Armen eines fremden Mannes erblickte, drückte seine höchste Unzufriedenheit durch ein lautes Geschrei aus, mit welchem er bis zur Evidenz die Gesundheit und Kraft seiner Lungen bewies.

Der Commerzienrath eilte zu dem kleinen Schreihals, der seine Gegenwart auf diese Weise den glücklichen Aeltern in das Gedächtniß rief.

Anfangs schrie und zappelte der Kleine nur stärker und sträubte sich gegen die zärtlichen Liebkosungen des Vaters, allein das eifrige Zureden seiner Mutter und die schöne Uhrkette Albert's, welche dieser losmachte und dem danach langenden Knaben überließ, besänftigten ihn bald.

Nach kurzer Zeit war der Kleine so vertraut mit dem Vater, daß er sich bedeutend ungnädig bezeigte, als die Amme kam, um ihn zum nöthigen Mittagsschläfchen abzuholen. Er setzte auch glücklich seinen Willen durch, denn Albert, nur zu glücklich über die so schnell erworbene Anhänglichkeit seines Sohnes, trug den sich an ihn Anklammernden selbst nach dem Zimmer der Amme, das dicht neben dem Schlafzimmer der Mutter gelegen war, und legte ihn selbst in seine Wiege.

Zu Clara zurückkehrend, theilte er ihr flüchtig seine Erlebnisse während ihrer langen Trennung mit. Mit Schrecken und dem innigsten Bedauern hörte sie von seiner Krankheit, doch fühlte sie auch eine süße Befriedigung, daß es des Schicksals Wille und nicht sein eigener war, der ihn so lange fern von ihr gehalten. Für die Erhaltung des theuren Lebens stieg aus ihrem Herzen ein inniges Dankgebet zu Gott empor.

Endlich schilderte sie ihm ihrerseits ihre tiefe Reue und betheuerte nochmals ihre Unschuld.

Albert beruhigte sie, indem er ihr versicherte, daß er sie nur im ersten Schmerze für schuldig gehalten, und bat sie, für immer von der Ursache seiner Abreise zu schweigen. Clara flüsterte ihm zu, daß sie versuchen wolle, durch verdoppelte Liebe ihn die Schmerzen, welche er um sie erduldet, vergessen zu machen.

Wer diese beiden Glücklichen gesehen, hätte einen neuen Beweis von der großen Macht der Liebe erhalten. Wo war Clara's leichenhafte Bläſſe, wo der Schmerz, der für ewig seine Linien um den feinen Mund eingegraben zu haben schien? Mit sanft gerötheten Wangen, blitzenden Augen und lieblich lächelndem Munde lauschte sie, an Albert's Brust gelehnt, seinen Liebesworten.

Und selbst er, obgleich sein Aussehen natürlich deutlich genug die Spuren der überstandenen Krankheiten zeigte, strahlte doch von einer solchen Fülle des Glückes, daß man wohl mit Gewißheit darauf rechnen konnte, wenige Tage der Ruhe und des häuslichen Friedens würden hinreichen, ihm alle seine männliche Kraft und Schönheit zurückzugeben.

Er lös'te die Bänder von Clara's Haube, daß das schöne Haar sichtbar wurde, und sagte: „Jetzt,

meine Geliebte, wirf die düstere Kleidung weg, laß mich Dich in der glänzenden Toilette wieder sehen, die Deiner Schönheit gebührt; schmücke Dich, meine Clara, wie sonst für Deinen Albert. Ich will ebenfalls meine Kleider wechseln und ein Bad nehmen, denn ich fühle mich sehr erschöpft. Weißt Du, mein Herz, vor aller Sehnsucht, Dich in meine Arme zu schließen, konnte ich die zwei letzten Nächte nicht einen Augenblick schlummern."

„Armer Albert!" sagte sie lächelnd, ihn zärtlich küssend. „Doch, mein Geliebter, dann mußt Du jetzt es nachholen, Du darfst Deinem durch die Krankheit geschwächten Körper nicht zu viel zumuthen. Denke doch, wie schrecklich es wäre, wenn Du wieder erkranktest. Sieh', es fehlen noch volle drei Stunden an der Dinerzeit, und ich werde Befehl geben, es noch eine Stunde später zu serviren, so bekommst Du drei Stunden Zeit, um zu schlummern. Du nimmst jetzt das Bad, legst Dich nieder, lässest Dich halb fünf Uhr wecken und ankleiden, und um fünf Uhr speisen wir zusammen. Willst Du das, mein Albert?"

„Ja, mein Herz, das will ich thun. Jetzt fällt mir erst Egon wieder ein, wo mag er sein? Doch, ich weiß schon, er ist gewiß längst wieder auf dem

Wege nach Lerslie, denn er trennte sich sehr schwer von Margarethe, die er sehr zu lieben scheint."

„Ja, Gott sei Dank! Sie sind jetzt glücklich."

„Höre, meine Clara, laß mich Dich anders beim Diner sehen, wirf dies häßliche Kleid weg; es macht Dich blaß und scheint mir meine Grausamkeit gegen Dich vorzuwerfen."

„Du grausam? Nein, mein Albert, ich war es, die grausam gegen Dich war, und ich erhielt nur, was ich verdiente. Doch, Dein Wunsch soll erfüllt werden. Ueberdies würde auch diese düstere Farbe meiner Stimmung zu sehr widersprechen, denn in mir, mein geliebter Mann, ist Alles von Rosenglanz erfüllt. Aber, mein Albert, fürchtest Du nicht, daß mit der glänzenden Toilette meine Gefallsucht wiederkehre?"

„Nein, das wird sie nicht, ich weiß es gewiß!"

„Gar Nichts weißt Du!" rief Clara mit einem leichten Anfluge der früheren Schelmerei, die sie in traulichen Stunden ihrem Gatten so unwiderstehlich machte. „Sie soll, muß und wird wiederkehren!" Dabei umschlang sie ihn, und sich zärtlich an ihn schmiegend, fügte sie hinzu: „Du erschrickst mir doch nicht über meine Rede? Für Dich, nur für Dich wird sie wiederkehren. In die Welt wünsche ich mich nicht zurück; doch schmücken werde ich mich so viel

als immer möglich, um Dir, mein Geliebter, zu gefallen, das wird fortan mein einziger Ehrgeiz sein. — Aber, was bin ich für eine Thörin, ich halte Dich in meinen Armen gefangen und verplaudere die Zeit, wo Du ruhen solltest.“ Ihn noch einmal küssend, drängte sie ihn sanft zur Thür hinaus.

Durch das Bad schon bedeutend gestärkt, kam er in sein Zimmer, wo ihn ein unendlich süßes Gefühl des Friedens überkam und in dessen Gefolge ein stärkender Schlummer, wie er ihn seit seiner Trennung von Clara nicht mehr genossen. Als ein innerlich und äußerlich ganz veränderter Mensch stand er auf. Jedes Gefühl der Schwäche war von ihm gewichen, mit heiterem Blick schaute er in die Zukunft, die ihm so viele Zeit des Glückes verhieß.

Um fünf Uhr öffnete sich die Tapetenthür, die des Commerzienrathes Zimmer mit denen seiner Gemahlin verband, und Clara stand, von himmelblauem, reich mit Spitzen garnirtem Atlas in schweren Falten umflossen, lächelnd auf der Schwelle. Albert eilte ihr entzückt entgegen: „O, meine Clara, wie schön bist Du!“

Mit lieblichem Erröthen erwiderte sie zärtlich seine Umarmung.

Jetzt, da das schwarze Kleid von wahrhaft klösterlichem Schnitt ihren graziösen Wuchs nicht

mehr verbarg, und die häßliche schwarze Haube das Gesicht nicht mehr entstellte, sah man erst, daß der Schmerz ihre Schönheit nicht nur nicht geraubt, sondern dieselbe erhöht, vergeistigt hatte. Zwar war Clara etwas weniger voll, als früher, doch sah sie ganz entzückend aus.

Ohne alle Nebengedanken an den Beifall der Welt, freuete sie sich, daß ihr Gemahl nicht in ihr eine durch den Schmerz häßlich gewordene Frau wiederfand. Der kleine Albert schien seine Mutter gar nicht zu kennen, als er sie nach dem Diner wiedersah; doch als er die zärtliche Stimme vernahm, die er so wohl kannte, griff er jauchzend mit beiden Händchen nach den langen Locken, die er heute zum ersten Male sah. Clara wußte wohl, wie sehr ihr Gemahl es liebte, während er mit ihr plauderte, mit diesen langen, seidenweichen Locken zu spielen, sie um seine Finger zu wickeln; sie hatte deßhalb schnell ihre Frisur verändern lassen.

Albert rettete das schöne Haar von dem Schicksal, das die gar zu gern zausenden Händchen seines Sohnes ihm drohten.

Das Kind auf dem Arme, an seiner Seite die geliebte Frau, machte er eine Promenade in den Park, der, von der untergehenden Sonne beleuchtet

und vergoldet, sich zum Empfange seines Herrn auf das Schönste geschmückt zu haben schien.

Die Blätter der Bäume zitterten und flüsterten, alle Blumen hauchten ihre süßesten Düfte zum Willkommen. Als die Amme das Kind abgeholt, um es zu Bett zu bringen, nahm Albert mit Clara am Fuße einer Statue Platz. Vor ihnen befand sich ein Rondell der schönsten blühenden Monatsrosen, deren Duft der leise nahende Abendwind ihnen zuführte. Hand in Hand, sich anschauend, nur zuweilen aus vollem, zärtlichem Herzen Worte der Liebe flüsternd, saßen sie lange Zeit.

„Dem Glücklichen schlägt keine Stunde!"

Das konnte man in Wahrheit von unseren Freunden sagen, denn spät erst kehrten sie in ihre Zimmer zurück.

Zehntes Kapitel.

Acht Jahre später. — In Lerslie.

Jahre sind dahingegangen. Margarethe sitzt im Garten von Lerslie. Noch immer ist sie vollkommen schön, aber ihre Formen sind frauenhafter geworden, sie zeigen eine kleine Hinneigung zu einem gewissen Embonpoint, was ihr aber ganz vortrefflich kleidet und ihrer hohen Gestalt ein noch würdevolleres Aussehen giebt. Sie betrachtet mit heiterem Blick und zärtlichem Lächeln eine kleine Gruppe, die sich in dem nächsten Wege aufhält. Dort ist Dagobert, ihr Sohn, ein schöner Knabe mit dem dunklen Haar, den feurigen Augen seines Vaters, dessen vollständiges Gemälde en miniature er ist, beschäftigt, mit Hülfe einer Dame sein Schwesterchen Margarethe — die aber zum Unterschied von der Mutter Margot

genannt wird — in einem kleinen Wagen umherzufahren.

Mit dem lilienweißen, vom zartesten Roth angehauchten Teint, mit den langen, goldblonden Locken, die auf das weiße gestickte, mit rosa Schärpe und Achselschleifchen gezierte Kleid herabfallen, sieht das reizende Kind wie eine Fee aus. Eben ruft sie, in die Händchen klatschend: „Schneller! Ich will schneller fahren!"

„Still, Margot! Du willst immer befehlen, und das schickt sich nicht für ein so kleines Mädchen. Ich bin älter, Du mußt mir gehorchen! Ueberdies kann Tante Marianne nicht schneller laufen." So entgegnete mit komischer Würde Dagobert.

Doch die Kleine begann zu weinen und rief unter heftig fließenden Thränen: „Bitte, bitte, lieber Dago, fahre mich schnell!"

Kaum sah Dagobert ihre Thränen, als er über sie her fiel und sie vor Liebe beinahe erdrückend sagte: „Ja, mein gutes Schwesterchen, ich will so schnell laufen, als ich nur kann, aber weine nur nicht, weine nicht, ich kann das nicht sehen!"

Als sie nicht sogleich durch sein Versprechen beruhigt war, hätte sein Schmerz, sie betrübt zu haben, sich beinahe ebenfalls in Thränen Luft gemacht. Es war komisch zu sehen, wie auf dem

hübschen kindlichen Gesicht die Thränen mit dem Stolze kämpften, der ihm nicht gestattet wollte, seinem Gefühl nachzugeben.

Die Dame hatte ihn lächelnd beobachtet, sie kam ihm zu Hülfe, beruhigte die Kleine und rief die Wärterin herbei, welche die kleine Equipage nun so rasch fuhr, daß Margot lachend rief: O, so ist's schön! Du gute Louise, Du kannst aber laufen! nicht wahr, Dago?" Der Knabe hielt das Händchen seiner Schwester gefaßt und trabte neben dem Wagen her, er bestätigte nur durch ein gravitätisches Kopfnicken die Ansicht Margot's.

Die Dame schritt mit langsamem, etwas schleppendem Gange, der von Ermüdung oder körperlicher Schwäche zeugte, zur Baronin zurück, deren Blick sinnend nach den Kindern gerichtet war.

„Ich sehe, Du bist entzückt von Deinen Kindern, meine Liebe; Du hast Recht, sie sind reizend," sagte die Dame, in der der geehrte Leser gewiß schon das ehemalige Fräulein von Schmith, jetzige Frau Oberst von Gerster, erkannte.

„Nicht daran dachte ich," entgegnete Margarethe. „Findest Du nicht, daß Margot mit jedem Tage dem Portrait im oberen Thurmzimmer ähnlicher wird?"

„Ja, Du hast Recht Allein das überrascht mich nicht, denn ich finde, das Portrait hat viele

Züge mit Dir gemein. Man findet solche Aehnlichkeiten zuweilen bei Personen, die in gar keiner Familienbeziehung zu einander stehen."

„Nun, das ist hier nicht der Fall. Isidora gehört zur Familie."

„Ja, zur Familie Lerslie, aber nicht zu der Deines Vaters, und Du gleichst doch auch jenem Bilde."

Margarethe lächelte, als die Baronin erwiderte: „Nein, Isidora war auch m e i n e Verwandte, freilich in sehr weitläufigem Grade."

„Wie, was sagst Du? Geh', Du scherzest!"

„Nein nicht im Geringsten, ich selbst wußte das nicht, bis nach Dagobert's Geburt. Doch dies ist eine so unglaubliche Geschichte, daß ich nur Dir sie mittheilen kann. Egon sagt zwar, ich habe Alles nur geträumt, aber ich weiß gewiß, ich wachte und war bei voller Besinnung. Du kennst die Geschichte Isidora's, Du weißt auch, daß selbst mein leichtsinniger Schwiegervater kurz vor seinem Tode eine Notiz über eine Erscheinung Isidora's, die er gehabt, niederschrieb. Einige Tage nach Dagobert's Geburt lag ich allein in der Dämmerung in meinem Zimmer; die Amme war hinabgegangen, um Thee zu trinken, und Egon war auf meine dringenden Bitten in seinem Zimmer, um zu schlafen, da er darauf bestan-

den hatte, jede Nacht in der Chaise longue meines Schlafzimmers zuzubringen. Ich betrachtete mein schlummerndes Kind, als ich plötzlich neben seinem Bettchen eine weiße Gestalt stehen sah. Ich entsetzte mich und griff nach dem Klingelzug, doch ich vernahm eine sanfte Stimme, die von der Gestalt zu kommen schien, obschon ihre Lippen sich nicht bewegten: ‚Fürchte Dich nicht Margarethe!‘ sprach die Stimme. ‚Ich liebe Dich und bin nicht gekommen, Dir Unglück anzuzeigen. Meine Zeit ist um, der Fluch, den ich in meiner Todesnoth über die Glieder der Familie Lerslie aussprach, und der mir selbst zur Pein wurde, der mir die Grabesruhe raubte, ist gelöscht. Ich bin endlich erlös't.‘

„Ich faßte Muth und fragte, zwar mit zitternder Stimme, aber doch ohne allzugroße Furcht: ‚Warum aber kommst Du an das Bett meines Kindes? Kann ich Etwas für Dich thun?‘

‚Ich komme, Dir und Deinen Kindern Glück zu verkünden, denn nur Dir danke ich meine Erlösung, Du Sproß aus dem Blute Dessen, für den ich sündigte.‘

‚Du irrst, ich stamme nicht aus adeligem Blute!‘

‚Nein, ich irre nicht. Mein grausamer Gemahl befahl, daß mein Geliebter Hungers sterben sollte, doch Gott wollte das nicht. Die Tochter von Egbert's

Kerkermeister liebte und befreite den Gefangenen. Nach Jahren vergaß er mich und wurde ihr Gemahl. Von seiner einzigen Tochter war Deine Mutter die Ur-Urenkelin. Nur wenn ein Sproß von Egbert einem Sproß der Familie Lerslie einen Sohn schenke, so daß aus Beider Blute der Stamm Lerslie neu erblühe, sollte ich zur Ruhe eingehen. Das war die Strafe für meinen Fluch, mit dem ich den Tod rächen wollte, den die Ehebrecherin doch nur verdient erlitt. Das ist geschehen. Dein Sohn wird der Stammvater einer langen Reihe Lerslies werden, und ich finde die Ruhe, nach der ich so lange mich gesehnt. Wenn Du Etwas für mich thun willst, so laß meine Gebeine, die Du unter der Schwelle der Kirchthür finden wirst, in das Erbbegräbniß an die Seite meines Sohnes bringen. Lebe wohl! Gott schütze Dich!' Gerade so, wie mein Schwiegervater beschrieben, schien die Gestalt sich in Nebel aufzulösen."

„Merkwürdig!" sagte mit einem kleinen Schauder Marianne. „Und du glaubst fest, dies Alles vernommen zu haben?"

„Ja, ich bin davon überzeugt. Ich bewog endlich Egon, nachdem ich wieder gesund geworden, unter der Schwelle der Kirchthür nachsuchen zu lassen. Man meldete uns, es sei ein bleierner Sarg sichtbar geworden. Egon eilte dahin. Ich, von Neugierde

verzehrt, eilte ihm nach und verbarg mich hinter der Kirchthür. Man öffnete den Sarg, und ich erblickte mit Entsetzen den scheinbar ganz wohlerhaltenen Leichnam Isidorens in weiße Gewänder gehüllt. Aber noch war der Sarg nicht eine Minute geöffnet, als plötzlich die ganze Gestalt zerfiel. Mit einem Schrei des Entsetzens sank ich ohnmächtig nieder und verrieth so wider Willen meine Gegenwart. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf meinem Bett, und Egon schalt mich, nachdem er von meinem Wohlsein überzeugt war, tüchtig und verdientermaßen über meine Neugier aus. Der Sarg wurde in das Erbbegräbniß gebracht. Egon erklärte mir später jenen Umstand, welcher mich so sehr erschreckte. Er sagte mir, daß die Einwirkung der äußern Luft stets eine ähnliche Wirkung auf Leichname ausübe, die in hermitisch verschlossenen Särgen scheinbar wohlerhalten geblieben seien; er selbst hätte schon Aehnliches gesehen, es bleibe Nichts von ihnen zurück, als ein wenig Asche und ein paar Knochen."

„Margarethe, Du hast einen starken Geist! Du sprichst so ruhig von dem Entsetzlichen, als sei es das Alltäglichste, Natürlichste, was geschehen könnte. Ich an Deiner Stelle wäre bei jener Erscheinung vor Schrecken gestorben."

„Nicht doch, das würdest Du nicht. Die Er-

scheinung sah nicht fürchterlich aus und außerdem prophezeite sie mir ja Glück für meine Kinder.“

„Ach ja, Deine Kinder, Deine lieben Kinder. Ich liebe sie zärtlich, doch fühle ich bei ihrem Anblicke mein Unglück um so tiefer. Ich werde niemals ein eignes Kind in meine Arme schließen. Trotzdem, daß Moritz es leugnet, weiß ich doch, auch er empfindet meine Unfruchtbarkeit sehr schmerzlich!“

Margarethe schlang ihren Arm um Marianne und sagte: „Sei nicht thöricht, liebe Marianne, verbanne solch' traurige Gedanken. Du bist noch jung, die Landluft wird Dir wieder Kräfte bringen. Deine Gesundheit wird sich befestigen und dann kann Dein heißer Wunsch immer noch in Erfüllung gehen. Die immerwährende Pflege, die Du Deinem Vater widmetest, hat Dich so sehr erschöpft; Du hast zu wenig an die Pflicht gegen Dich selbst gedacht, meine Theure!“

„Wie konnte ich das? Du weißt, mein Vater litt Niemand um sich, als mich, wollte von Niemanden gepflegt sein, als von mir; das konnte ich ihm doch nicht verweigern. Erst in der letzten Zeit, als Moritz mich vor Erschöpfung ohnmächtig am Bett meines Vaters fand, sprach er mit dem Arzt, und durch dessen strenge Vorstellungen gelang es, meinen Vater zu bewegen, daß er einwilligte, wenigstens

des Nachts die Dienste einer Krankenwärterin anzunehmen."

Endlich war Marianne durch den Tod von ihrer töchterlichen Sclaverei erlös't worden, in welcher ihr Vater sie selbst nach ihrer Verheirathung noch zu halten wußte.

Der Verstorbene hatte alle schlimmen, aber keine der guten Eigenschaften eines alten Militärs. Er glich nicht im Mindesten jenen liebenswürdigen alten Herren, um deren angenehmer Unterhaltung und feiner Courtoisie willen auch die zarteste Dame die — vielleicht in Eifer — mit unterlaufenden derben Soldatenausdrücke gern verzeiht. Er war grämlich, geizig, rechthaberisch, eigensinnig, heftig im höchsten Grade; kurz ein wahrer Tyrann.

Die Vermählung seiner Tochter hatte er nur unter der Bedingung zugegeben, daß er auch ferner sie bei sich behalte und ihrer töchterlichen Pflege nicht beraubt werde, da Niemand seine Wunden zu behandeln verstehe, als sie. Moritz hatte diesen Wunsch billig gefunden. Allein wie wenig ahnte er, welch' entsetzliche Bürde dies für ihn sein, und wie sehr sein Glück dadurch verbittert werden würde. Denn der alte Herr nahm diese Pflege mit seinem abscheulichen Egoismus, der auf Nichts Rücksicht nahm, so in Anspruch, daß die Gesundheit seiner

Tochter wankte und zweimal ihre Mutterhoffnungen vernichtet wurden. Endlich erlös'te sein Tod die sanfte, geduldig leidende Tochter, die mit allen ihren Kräften ihm diente.

Marianne hatte doppelt gelitten in ihrem schlimmen Verhältniß zwischen Gatten und Vater, fortwährend genöthigt, die Vermittlerin zwischen Beiden zu sein. Oft war Moritz wahrhaft wüthend, und ihr gelang es nur mit unsäglicher Mühe, ihn zu beruhigen und eine heftige Scene zu verhindern, die bei der Brutalität ihres Vaters ein schlimmes Ende nehmen mußte.

Was war wohl natürlicher, als daß sie trotz ihres kindlichem Pflichtgefühles freier aufathmete, als der Tod Den hinwegnahm, der ihr Zeit ihres Lebens ein Plagegeist und Tyrann, statt eines liebevollen, gütigen Beschützers gewesen? Der Oberst, ihr Gemahl, aber freute sich geradezu, wenn er es auch aus Rücksicht für sie verschwieg. Er sandte die kränkliche Frau nach Lerslie, dort, hoffte er, werde sie in der reinen Bergluft, von gütigen Freunden erheitert und gepflegt, ihre natürliche Heiterkeit und die verlorene Gesundheit wiederfinden.

Margarethe wünschte die Freundin den trüben Gedanken zu entreißen, in dieser Absicht sagte sie: „Weißt Du denn, Liebe, daß es morgen genau acht

Jahre sind, daß Dein Mann jenen geheimnißvollen Brief nach Lerslie schickte?"

„Wirklich! so lange ist es schon? Ach, ich weiß es noch so genau, als könne nur ein Jahr verflossen sein, wie ich zitterte und mit Moritz' Rath gar nicht zufrieden war. Aber er setzte wie gewöhnlich seinen Willen durch. Mit Angst und Hoffnung warteten wir von Tag zu Tag auf Nachricht. Ich gerieth endlich in ein wahres Fieber der Erwartung, so daß Moritz zum ersten Male ernstlich mich schalt, daß ich mir die Sache so zu Herzen nahm."

„Du arme Marianne!" rief lachend die Baronin. „Aber weißt Du, meine Liebe, das war eine kleine Strafe für Deinen Verrath. Niemals werde ich den Ausdruck von Egon's Augen vergessen, als er meinen Brief gelesen, und ich wäre beinahe erstickt, als er mich umarmte."

„Ja, meine Liebe, ich glaube wohl, daß er entzückt war. Nichts kann jedoch unserm freudigen Erstaunen gleichkommen, als er uns schrieb, daß ihr bei Ankunft jenes Briefes schon vereint und glücklich gewesen; doch werde er uns nie genug danken können, daß wir ihm jenen Brief übersendet, der sein Glück auf den höchsten Gipfel brachte. Doch, meine liebe Greta, wenn es nicht unbescheiden von

mir ist, so möchte ich Dich wohl fragen, was eigentlich die Ursache Eurer langen Entfremdung war."

Margarethe willfahrtete dem Wunsche der Freundin. Marianne hatte mit hohem Interesse gelauscht, endlich sagte sie: „Aber, Greta, Du mußt riesenmäßige Anstrengungen gemacht haben. Mein Gott! täglich in den nächsten Verhältnissen mit dem Manne zu leben, den man liebt und auf dessen Liebe man ein Recht besitzt; und doch mit keinem Blick, keinem Athemzug die Liebe zu verrathen, welche uns verzehrt: wahrlich! das ist eine Aufgabe, welche nur ein so stolzes Wesen, als Du, für längere Zeit auszuführen vermag."

„Ja, Du hast Recht, und es war zuweilen eine solche Pein, daß ich lieber gestorben wäre. Aber dann kam mir stets sein mitleidiger Ausruf: ‚Das sollte mir leid thun!' als Dein Mann ihm sagte, vielleicht liebe ich ihn, und jene schrecklichen Worte, die ich nicht zu wiederholen vermag, denn es ist mir, als verbrennten sie meine Lippen — dies Alles kam mir zu Hülfe. Du siehst, Marianne, noch jetzt schaudre ich, wenn ich an jene Worte denke, und mir ist, als greife eine kalte Hand nach meinem Herzen. O, ich würde eher gestorben sein, als mich verrathen haben!"

„Ja, ich kenne Deinen Charakter und kann mir

daher das wohl denken. Aber Du weißt, er sprach das, als er Dich nicht liebte, und ich denke mir, Du konntest doch unmöglich in dem Grade von Deinem Stolze verblendet sein, um nicht zu bemerken, wie seine Liebe zu Dir täglich zunahm."

„O, Anfangs doch, später aber nicht mehr. Jedoch fürchtete ich stets, mich zu täuschen, und wenn dies auch nicht der Fall war, so glaubte ich nicht an die Aufrichtigkeit und Reinheit dieser Liebe. Später wurde dies wieder anders. Meine abweisende Kälte, mein immer weiteres Zurückweichen hatten ihn im Innersten verletzt, und sein Stolz, denn Du mußt wissen, Egon ist womöglich noch stolzer als ich, ließen ihn — wenn ich ihn sah wenigstens — so kalt erscheinen, sich so gut in den Schranken des Ceremoniels halten, daß ich ganz und gar Eis wurde. Es konnte nicht lange mehr so dauern, eine Trennung wäre unvermeidlich geworden."

„Wie, was sagst Du?" rief ganz erschrocken Marianne „und Du würdest eingewilligt haben?"

Sinnend blickte die Baronin vor sich nieder, endlich sagte sie: „Ich glaube, ich muß, wenn ich der Wahrheit treu bleiben soll, diese Frage bejahen. Wenn nicht vielleicht mein Schrecken mir in meinem damaligen aufgeregten, nervösen Gemüthszustande ein unfreiwilliges Bekenntniß durch eine Ohnmacht

entrissen hätte. Ueber meine Lippen wäre sicher mit meinem Willen kein Wort gekommen."

„Merkwürdig, das muß ich sagen!" bemerkte kopfschüttelnd Frau von Gerster. „Gott sei Dank, daß es nicht so weit kam! Aber höre, meine liebe Greta, das mußt Du doch gestehen, der Stolz ist eine gefährliche Klippe für das menschliche Glück, einem Gatten gegenüber ist er aber ganz besonders überflüssig!"

„Nein, nicht so ganz, meine Liebe, wenigstens in einem solchen Falle, wie der meine, gewiß nicht. Aber in einer wirklichen Ehe allerdings, das heißt, auch nur in so weit, daß sich die Frau allen vernünftigen Wünschen ihres Mannes gern und willig unterordnet, ihn als den Herrn und Gebieter des Hauses achtet und ehrt, ohne indessen ihrer weiblichen Würde Etwas zu vergeben; denn thut sie das, so wird der Mann, wenn er auch für den Augenblick triumphirt und sich geschmeichelt fühlt, es ihr doch später wenig Dank wissen und wünschen, sie hätte sich mehr Selbstständigkeit zu bewahren gewußt, statt zum Spielball seiner Launen herabzusinken. Ein edler Mann, der sich selbst achtet, will den Gehorsam seiner Frau aus ihrer Ueberzeugung seiner besseren, höheren Erkenntniß hervorgegangen wissen,

er will ihn nicht einer schmachvollen Unterwürfigkeit, die einem edlen Weibe nicht ziemt, zu danken haben."

„Aber," bemerkte lächelnd Marianne, „Du sagtest, die Frau soll sich allen vernünftigen Wünschen ihres Gatten unterordnen. Recht gut, ich finde das ganz in der Ordnung! Doch, meine Liebe, was thut die Frau, falls der Herr und Gebieter zufällig einmal unvernünftige Wünsche und Ansichten hat? Ein Fall, der wohl nicht so gar selten vorkommt. Nicht daß ich selbst diese Erfahrung gemacht, aber" — sie erröthete tief — „aber — doch ist mein guter, lieber Moritz zuweilen auch etwas eigensinnig."

Margarethe verstand sie wohl und lächelte, als sie erwiderte: „Dann stellt sie ihm die Sache liebevoll vor und zeigt sie ihm mit sorgfältiger Schonung der männlichen Eitelkeit, von der auch der beste Mann nicht frei ist, aus einem Gesichtspunkte, von dem er ihre Unrichtigkeit einsieht. Niemals wird er zwar geradezu sagen: ‚ich hatte Unrecht‘ aber er wird die Sache fallen lassen. Das muß der Frau genug sein. Zwar darf sie sich dankbar bezeigen, daß er ihr den Willen that, aber nie darf sie triumphiren, daß ihre Klugheit siegte. Das, meine Marianne, thut sie, wenn sein Verlangen liebevoll gestellt war."

„Ja, ich sehe das ein, das ist gut und klug

gehandelt. Allein was thut sie, wenn das Verlangen in herrischem Tone gestellt, fast wie — nicht geradezu, aber doch fast — fast wie ein Befehl klingt?" fragte zögernd Marianne, die nicht zugeben wollte, daß sie zuweilen in diesen Fall kam.

„Dann, meine Liebe, sucht sie Zeit zu gewinnen, wendet all' ihre weibliche Liebenswürdigkeit auf, ihn für den Augenblick von der Sache zu entfernen, natürlich ohne ihn bemerken zu lassen, daß sie sich widersetzt. Später, wenn seine strenge Laune sich gemildert, wendet sie dasselbe Verfahren an, wie in dem anderen Falle, und der Mann wird —"

„Seine böse Frau tüchtig strafen!" Zwei Arme umschlangen die Sprecherin, und der Baron — denn er war es, der sie neckend belauscht — vollzog eigenhändig — oder vielmehr eigenmündig die Strafe an ihr.

Als er sie frei gab, rief sie: „Du böser, abscheulicher Mann! schäme Dich, daß Du wie der Dieb in der Nacht geschlichen kommst, mich zu belauschen, wenn ich unserer lieben Marianne gute Lehren gebe, wie sie ihren eigensinnigen Mann bessern kann!"

„Oder wie sie ihn an demselben unsichtbaren Fädchen lenken kann, wie Du mich! Das willst Du doch wohl sagen, mein Liebchen!" rief herzlich lachend der Baron; er fügte hinzu: „Uebrigens,

meine gnädige Frau, empfehle ich Ihnen Margarethens Mittel, es ist wirklich probat. Meine Frau hat Erfahrung in dieser Sache, denn ich war früher auch zuweilen ein wenig störrisch, jetzt aber hat sie mich zu dem vollkommenen Muster eines Ehemannes gemacht, das Sie in mir sehen."

„Welch' kolossale Eitelkeit! Du vollkommen? Ach, mein armer Egon, Du bist von der Vollkommenheit weit entfernt!" rief mit komisch mitleidiger Miene lachend die Baronin.

„Nun sehe man diese böse Frau! Ei, mein Kind, wenn ich nicht so vollkommen bin, als ich mir einbildete, so ist doch jedenfalls nur Deine Erziehungsmethode daran schuld! Doch ich werde mir die größte Mühe geben, die Vollkommenheit zu erreichen."

„Ach nein, Egon, nein, ich bitte Dich, bleibe wie Du bist, in all' Deiner Unvollkommenheit liebe ich Dich. Du weißt, der Dichter sagt: ‚Ein jeder Wechsel schreckt den Glücklichen!' Es müßte ganz schrecklich sein, einen vollkommenen Mann zu haben; wo bliebe denn dann die süße Befriedigung, an seiner Besserung zu arbeiten, die Wolken von des Gebieters gefalteter Stirn wegzuscherzen und dem fest geschlossenen Munde wieder das freundliche Lächeln zu lehren?"

„Da sehen Sie, meine Gnädige, welche Frau!“ sagte lächelnd der Baron. „Ich hatte mir fest vorgenommen, ein Muster für alle Ehemänner zu werden; ist's meine Schuld, wenn ich meine Absicht aufgebe? Aber theilen Sie denn auch die Ansicht meiner Marga?“

„Ei, ich glaube ja!“ entgegnete ebenfalls lachend Marianne. „Es müßte wirklich unangenehm sein, einem Manne anzugehören, der ganz ohne Fehler wäre, und besonders der immer gleich liebenswürdig bliebe. Mein geliebter Moritz kommt zuweilen gar sehr verdrießlich nach Hause, aber ich mag das doch lieber, als ihn in immer gleich guter Stimmung zu sehen; denn das müßte entsetzlich langweilig sein. Aber ich bitte, lieber Baron, sagen Sie dies Moritz nicht, denn er könnte sonst am Ende auf den Gedanken kommen, er müsse, um mir zu gefallen, die Dosis verdoppeln.“

Der Baron lachte, als er entgegnete: „Nein, nein! das werde ich nicht! Seien Sie außer Sorge. Ich kenne Moritz, Sie werden so schon genug haben.“

„Nicht doch,“ entgegnete die Obristin, denn sie konnte unmöglich ein Wort des Tadels über ihren Mann hören, ohne einen Versuch zu seiner Rechtfertigung zu machen. „Glauben Sie das ja nicht; Moritz ist so gut und liebt mich zärtlich. Wenn er

auch bei dem vielen Aerger, den ihm der Unverstand seiner Untergebenen zuweilen verursacht, nicht immer freundlich sein kann, so reichen doch gewöhnlich ein wenig Geduld und ein paar liebevolle Worte hin, ihn zu besänftigen."

„Ja, ich weiß sehr wohl, wie klug Sie ihn zu behandeln wissen," entgegnete achtungsvoll der Baron.

Zu seiner Frau sagte er: „Also, mein Herz, Du willst, ich soll so unvollkommen bleiben, als ich bin?"

„Ja, mein Lieber; damit Du aber siehst, wie nicht ich allein dieser Meinung bin, so will ich Dir eine kleine Geschichte erzählen, welche Dich überzeugen wird, daß, wie in der Musik nur verschiedene Töne einen schönen Accord geben können, so auch in der Ehe nur verschiedene Ansichten und Charaktere, die sich in Liebe begegnen und vereinen, eine schöne und beglückende Harmonie hervorbringen konnen. Widerstand gehört zum Glück des Menschen. Ein ewig heiterer Himmel ermüdet und übersättigt. Kleine Widerwärtigkeiten sind das Salz des Lebens. Wie Ihr wißt, war mein Großvater von mütterlicher Seite königlicher Oberförster in D.... Meine Großmutter, die von ihrem Vater in tiefster kindlicher Ehrfurcht erzogen worden war, wagte auch als Frau nicht, eine eigene Meinung sich zu gestatten, oder sich

gar dem Willen ihres Gatten, der täglich tyrannischer wurde, zu widersetzen. Eines Tages aber riß endlich der lange, starke Faden ihrer Geduld. Durch sein ungezogenes Betragen auf das Aeußerste gereizt, machte sie ihm ganz ernstliche Opposition. Er sah sie ganz erstaunt an, die Runzeln seiner zusammengezogenen Stirn glätteten sich, und als höchstes Zeichen seiner Aufmerksamkeit legte er endlich gar die geliebte Tabackspfeife bei Seite. Sie wurde immer muthiger und benutzte die günstige Gelegenheit, ihm über sein barsches Wesen und seine Tyrannei, die sie als gänzlich unvereinbar mit der Liebe erklärte, ganz gehörig den Text zu lesen. Endlich schwieg sie, nicht weil sie Nichts mehr zu sagen wußte, sondern weil ihr der Athen ausging, und sie seine Geduld auf eine allzustarke Probe zu setzen fürchtete. Resignirt erwartete sie, daß mindestens ein gelindes Donnerwetter über sie hereinbrechen werde. Das thut aber Nichts, dachte sie, wenigstens hatte sie doch einmal ihrem Herzen Luft gemacht. Statt dessen rief er ‚Ei sieh', sieh', Aennchen! Du kannst ja auch recht ordentlich in die Hitze kommen! Na, Gott sei Dank! Das ist mir lieb, das erfrischt mich ordentlich!"

„Meine Großmutter sah ihn an und glaubte, sie träume. Da stand er auf und setzte sich zu ihr, ihre Hand ergreifend, sprach er: ‚Meine liebe Anna,

Du siehst mich an, als glaubtest Du, ich sei für das Tollhaus reif. Aber siehst Du, mein liebes Weib, Deine sich immer gleich bleibende Sanftmuth und Geduld, Dein demüthiges Wesen, das durch Nichts, selbst nicht durch meine größte Ungezogenheit aus der Fassung zu bringen war, langweilte mich im Uebermaß und brachte mich unbeschreiblich auf; mich immer mehr in Zorn redend, wurde ich immer tyrannischer. Ich fragte mich, ob Du mich als als einen Türken betrachtetest, der in seiner Gattin Nichts als das bloße Spielzeug seiner Sinne und Launen, seine erste Sclavin zu finden erwartet, oder — ob ich ein deutscher Mann sei, der in der Gattin eine treue Freundin, liebevolle Gefährtin und verständige Rathgeberin zu finden fordern darf; die Frau, welche die Mutter und Erzieherin seiner Kinder werden soll, die an seiner Seite mit weiblicher Würde durch das Leben wandern und die Herrschaft mit ihm theilen soll. — Daß ich dies nicht in Dir fand und nie finden zu können glaubte, das, meine Anna, hat mich zu dem unausstehlichen Wesen gemacht, welches ich bis heute war. Jetzt aber bin ich überzeugt, daß nur Deine Erziehung an dieser sclavischen Demuth Schuld war, und hege die Hoffnung, daß Du mir nun Alles, was ich wünsche, daß Du mir nun eine wahre Gattin, statt einer

Sclavin sein wirst. Das Weib soll sich wohl dem Manne unterordnen, aber sie soll sich auch selbst achten, sich nicht durch stumme Nachgiebigkeit gegen seine unvernünftigsten Launen und Einfälle erniedrigen. Nur durch Bewahrung ihrer weiblichen Würde kann sie des Mannes Achtung sich erhalten, diese ist für sie das unschätzbarste Gut, denn ist diese verloren, dann wehe ihr! In kurzer Zeit wird auch die Liebe verschwunden sein.'

„Nachdem er dies gesagt, küßte er sie. Und von diesem Tage an herrschte das Glück in dem Forsthause, denn niemals vergaß meine Großmutter diese Lection."

„Nun, meine liebe Marga, ich bin überwunden. Ich sehe es ein, daß zu nachgiebige Menschen langweilig sind, und bin überzeugt von der Nothwendigkeit der weiblichen Opposition, das heißt, wenn diese in den verständigen Schranken bleibt, wie die Deinige. Doch, mein Herzchen, wie ist es mit der Vollkommenheit überhaupt? Eben weil Deine Großmutter nicht vollkommen war, sollte sie es werden. Deine Erzählung war sehr hübsch, bewies aber nicht logisch Deine Ansicht."

„O ja, das that sie doch. Du hat mich wohl verstanden und willst mich nur necken. Ich sprach natürlich nicht von der Vollkommenheit, nach der

wir Alle streben müssen, sondern nur von der, welche man gewöhnlich darunter versteht, wenn man sagt, diese Frau ist vollkommen oder dieser Mann. Frauen verstehen gewöhnlich einen nachsichtigen Mann darunter, der allen ihren Willen erfüllt, und Männer gewöhnlich Frauen von der Art meiner Großmutter, ehe ihr Mann ihr die Bestimmung des Weibes in einem edleren Lichte zeigte. Doch sieh'! Da kommen die Kinder!"

Dagobert kam herzugestürmt und eroberte schnell das Knie des Vaters. Margot folgte, so schnell ihre kleinen Beinchen laufen wollten, und bettelte, nachdem sie angelangt: „Nimm mich, nimm mich lieber Papa!"

Ihre Bitte wurde erfüllt, und sie schmiegte nun ihr Lockenköpfen zärtlich an die Brust des Vaters, der mit von Glück strahlenden Augen seinen kleinen Liebling an sich drückend, auf sie niederschaute. Dagobert saß gravitätisch auf des Vaters Knie und wollte genau wissen, wo dieser gewesen war. Endlich besann er sich auf eine wichtige Frage, die er denn auch sogleich aussprach: „Nicht wahr, lieber Papa, ein Kind muß älteren Leuten gehorchen?"

„Ei gewiß, mein Sohn, mußt Du das!"

„O mich meinte ich nicht!"

„So, nun wen denn sonst?"

„Margot. Siehst Du, Papa, ich sagte ihr das schon lange. Na, Margot, jetzt hast Du es vom Papa selbst gehört, daß Du mir gehorchen mußt."

Alle lachten. Dadurch fühlte sich der Knabe in seiner Würde verletzt und sagte: „Nun, Papa, habe ich nicht Recht? Ich bin doch drei Jahre älter, als Margot, also —"

„Ja, mein Sohn, das bist Du. Aber Geschwister haben kein Recht, einander zu befehlen. Und bedenke doch, Margot ist eine Dame; ein feiner Cavalier darf keiner Dame befehlen wollen."

„So—o—o!" dehnte das Kind, dem dies gar nicht zu gefallen schien. Einen Augenblick dachte er nach, dann rief er: „Ei, Papa, aber Du befiehlst ja Mama, die doch auch eine Dame, eine schöne Dame ist. Ich weiß es noch ganz gut. Neulich wollte Mama mit uns zu Onkel Albert fahren, aber Du sagtest: ‚Nein, heute nicht, meine liebe Marga, ich wünsche, Du wähltest einen anderen Tag,' und Mama gehorchte Dir sogleich."

„Nun mir scheint, Du bist ein guter Beobachter," entgegnete lächend der Baron. „Aber mein Kind, Mama ist meine Frau, darum gehorcht sie mir."

„So? Die Frauen müssen also ihren Männern gehorchen?"

„Ja gewiß, mein Sohn!"

Dagobert schien dies mit vielem Behagen zu hören; er klatschte in die Hände und rief: „Höre Margot, jetzt weiß ich, was ich thue. Wenn ich groß bin, heirathe ich Dich, und dann wollen wir sehen!“

Das Gelächter, welches abermals seinen Worten folgte, wurde von Margot unterbrochen, die ziemlich entrüstet ihr feines Stimmchen erhob: „Nein, ich mag Dich nicht! Ich heirathe gar nicht, denn ich will keinem Manne gehorchen. Ich bleibe lieber bei Papa und Mama, da gefällt es mir besser. Du bist übrigens auch gar zu dumm, Dago. Die Brüder heirathen ihre Schwestern nicht. Das hat Gott verboten.“

„Was weißt Du denn!“ war die ärgerliche Antwort des Bruders.

„Ja, ich weiß das wohl, denn ich fragte neulich Louise, die ihren Bruder so lieb hat, warum sie nicht lieber seine Frau werde, damit sie bei ihm bleiben könnte, wie Mama bei Papa. Da sagte sie, Gott habe das verboten.“

„Ja, mein liebes Kind, Louise hat sehr Recht! Allein Gott hat auch befohlen, daß die Mädchen heirathen sollen,“ bemerkte die Baronin lächelnd.

Dies brachte die Kleine zum Nachdenken, doch bald sagte sie: „Dann weiß ich, was ich thue, ich

suche mir einen Mann, der gerade so aussieht, wie mein lieber Papa."

Der Baron wollte ihren Scharfsinn prüfen und entgegnete: „Nein, mein liebes Kind, das geht nicht, denn die Mädchen können sich den Mann nicht suchen, sondern müssen warten, bis Einer sie begehrt."

„So? Das ist aber gar nicht hübsch! Das ist sehr dumm!" rief entrüstet die Kleine, und wir glauben, manche junge Schöne theilt diese Ansicht des klugen Kindes, welches nach ihrem Ausruf in Nachdenken versank. Endlich rief sie fröhlich: „Ei, jetzt hab' ich es! Dann sage ich zu Dem, der mich haben will: ‚Nein, Sie mag ich nicht, denn Sie sehen meinem lieben Papa gar nicht ähnlich.' Und das mache ich so lange, bis ein Solcher kommt. Ist das nicht hübsch?"

„Ja, mein Herzchen, das ist gut und klug erdacht. Aber man darf nicht zu sehr auf das Aeußere vertrauen. Wenn nun Derjenige, welcher Papa gleicht, nicht auch so edel und gut ist, als er?" fragte die Baronin.

Erschrocken legte die Kleine beide Aermchen um den Hals des Vaters und schaute sinnend in seine Augen. Endlich sagte sie: „Das wird wohl nicht sein können, mein liebes gutes Papachen; wer so aussieht, wie Du, kann wohl nicht böse sein, und —"

„Nun und?“ fragte er. „Sprich, mein herziges Kind.“

„Wenn er böse ist, so werdet ihr es schon wissen und den garstigen Mann gleich fortschicken.“

„Ja, mein geliebtes Kind, vertraue nur immer Deinen Aeltern,“ erwiderte der Baron, das kluge Kind an sein Herz drückend. „Aber nun, meine Lieben,“ sprach er weiter, „ist es Zeit, die Zimmer aufzusuchen, denn es wird kühl und für Sie, gnädige Frau, taugt die Abendluft noch nicht. Dagobert, laß Lion in Ruhe! Kommt, Kinder, Ihr müßt bald in's Bett!“

Margot bettelte so lange, bis der Vater sie behielt, er folgte mit ihr, den Knaben an der Hand, den voranschreitenden beiden Damen. Hinterdrein watschelte träge geworden der Hund.

So kehrten sie nach dem Schlosse zurück, wo ungetrübter häuslicher Frieden und Glück herrschte, wo jeder Nothleidende Rath und Hülfe fand.

Elftes Kapitel.

In Waltersdorf. — Wie das Leben — so das Ende.

Abermals sind die eleganten Gesellschaftszimmer von Schloß Waltersdorf von einer bunten, glänzenden Menge belebt. — Die Commerzienräthin, immer noch schön und blühend, macht mit Anmuth und Würde die Honneurs ihres Hauses. Jedem der Gäste weiß sie etwas Angenehmes zu sagen, ist freundlich und artig mit Jedermann und versäumt keine der zahlreichen Pflichten einer angenehmen Wirthin; aber immer wieder kehren ihre Blicke mit zärtlichem Strahle zu dem Gatten zurück.

Albert seinerseits folgt nicht mehr erbleichend mit finsterem Auge dem Treiben seiner Gattin, nicht mehr schaut er mißbilligend auf sie, wenn junge Herren sie umgeben. Nein, seine Blicke sprechen

zärtliche Liebe, freundliche Billigung und Aufmunterung aus, wenn sie, wie sehr oft, den ihrigen begegnen. An diesen Blicken stärkt sie sich, wenn ihr das Geschäft einer angenehmen Wirthin für eine große Gesellschaft schwer erscheint. Die Vorliebe für das gesellschaftliche Leben hat sich in Abneigung verwandelt, daher finden nur sehr selten, und wenn es durchaus nicht anders geht, dergleichen Festlichkeiten in Waltersdorf statt. Niemals besuchen Lerslie's diese Gesellschaften.

Begreiflicher Weise fehlen der immer noch schönen Frau die Huldigungen nicht, doch tragen sie einen ganz anderen Charakter, und sie — weit entfernt, dieselben herauszufordern — nimmt sie als ihrer Stellung und der Hochachtung, welche man für den Charakter und Einfluß ihres Gatten hegt, dargebracht, mit würdevoller Zurückhaltung an.

In der Versammlung giebt es böswillige Augen sogenannter guter Freundinnen genug, die, mit Aufmerksamkeit alle ihre Bewegungen, jede Miene, jedes Lächeln beobachtend, mit Eifer bemüht sind, eine Spur ihrer früheren Gefallsucht zu entdecken, um Nahrung für ihre Lästerzungen zu finden.

Allein zum größten Bedauern der vortrefflichen Damen ist die aufgewendete Mühe vergeblich. Dafür

halten sie sich denn auf andere Weise schadlos, wie nachfolgende Probe zeigen wird.

Die Frau Regierungsräthin Z. wendet sich zur Frau Assessorin B.: „Sehen Sie doch, Liebe, wie die Commerzienräthin sich wieder geschmückt hat; ihr Betragen ist freilich anders geworden, aber ihre immense Eitelkeit scheint noch ganz die gleiche zu sein.“

„Das nun wohl nicht, Frau Regierungsräthin, allein ich hörte, ihr Gemahl liebe es, sie reich gekleidet zu sehen. Ich meinerseits billige dies vollkommen, ja, ich halte es sogar für eine Pflicht reicher Leute, Aufwand zu machen und diesen Aufwand gut zu bezahlen. Das ist besser, als zu vieles Almosengeben. Bedenken Sie nur, wie viele arme Leute nähren sich von dem Luxus der Reichen, und es ist Nichts wahrer, als das Sprüchwort: ‚Ein verdienter Groschen ist besser, als ein geschenkter Thaler.‘“

„Ja, von diesem Standpunkte aus betrachtet, haben Sie freilich Recht und ich theile ganz Ihre Ansicht. Finden Sie aber nicht auch, daß es ganz ungemein lächerlich ist, wenn Leute, die schon so viele Jahre verheirathet sind, sich noch so verliebt in einander zeigen, wie diese Beiden, die doch über ein ganzes Jahr von einander getrennt lebten?“

„Nein, erlauben Sie, meine Liebe, das kann ich gar nicht finden. Ganz im Gegentheil, ich freue mich jedes Mal von ganzem Herzen, wenn ich eine Ehe finde, in welcher die Jahre des Zusammenlebens die Liebe nicht zu schmälern vermochten."

„Ja, das glaube ich, das muß besonders Ihnen sehr interessant erscheinen."

Die Assessorin zuckte zusammen und erbleichte. Sie fühlte den Stich der schonungslosen Frau tief in ihrem Herzen. Ihre Ehe war eine sehr unglückliche, denn ihr Mann war ein unverbesserlicher Wüstling, der sie auf das Grausamste vernachlässigte. Doch sie faßte sich schnell, um der Feindin nicht das Vergnügen zu machen, daß sie ihr sehen lasse, wie tief der Stich sie schmerze. Sie erwiderte in kaltem, ruhigem Tone: „Ja gewiß! Das ist doch auch ganz natürlich, denn wie selten sind jetzt solche glückliche Ehen; gewöhnlich heißen jene so, die das heilige Bündniß entweihen, wo Jedes seinen eigenen Wegen und Vergnügungen nachgeht und die Ehe nur als einen bequemen Deckmantel seiner speciellen Laster betrachtet, ja, welche nur einer unverantwortlichen schamlosen Gleichgültigkeit beider Gatten gegen einander die Einigkeit verdankt, welche die Welt als glücklich bezeichnet."

Der Stich saß, und die Reihe des Erbleichens war an der Regierungsräthin, denn sie lebte in einer solchen Ehe.

Die Assessorin, als wisse sie von dem Eindruck ihrer Worte Nichts, sprach weiter: „Was die Trennung betrifft, in welcher unsere freundlichen Wirthe lebten, so war jedenfalls nur ein Mißverständniß, das sich später glücklich lös'te, die Ursache. Die Folgen waren segensreich, denn diese Trennung machte aus der Commerzienräthin die liebenswürdige Dame, welche sie jetzt ist."

„O ja, liebenswürdig genug," bemerkte mit einem giftigen Blick auf die Gegnerin, der entgegenzutreten sie nicht wagen durfte, die Regierungsräthin. Sie war entschlossen, ihre ganze Wuth über die erlittene Beleidigung an der armen Clara auszulassen, deßhalb sagte sie: „Ueber die Ursache dieser Trennung sagt man, es sei diese das unwürdige Verhältniß der Dame mit jenem liederlichen Herrn von Feldheim, der nun schon so lange in Italien lebt, gewesen. Man sagt, der Commerzienrath habe seine Frau in den Armen des Verführers überrascht, auch sagt man sogar, das Kind sei nicht — —"

„O, dieses: ‚Man sagt, man sagt!'" unterbrach die Assessorin die böse Frau, „diese entsetzliche Waffe

in der Hand verleumderischer Menschen! Dieser Dämon, der unsichtbar und ungreifbar das Glück unzähliger Familien vernichtet, durch den die fleckenloseste Unschuld beschmutzt und beschimpft wird! Wer kann dieser Schlange, die, nachdem sie in ihren Todesumarmungen einen guten Ruf für immer vernichtete, so unsichtbar, als sie kam, entschlüpft, um in ihrer Höhle auf ein neues Opfer zu lauern, bis zu dem verborgenen Schlupfwinkel folgen? Wer kann der schmutzigen Quelle nachforschen, aus welcher die Verleumdung floß, um den Urheber zur Verantwortung zu ziehen, um ihn, den Elenden, der schlechter ist, als ein Mörder, zu behandeln, wie seine fluchwürdige Zunge es verdient? — Niemand, leider Niemand! — Aber deßhalb ist es auch Pflicht jedes ehrenhaften Menschen, solchem On dit zu widersprechen, wo er nur kann, sobald ihm nur der geringste Zweifel daran erlaubt ist. Wie viel mehr nicht hier, wo Jeder, der nur einigermaßen den Commerzienrath kennt, der ein wahrer Ehrenmann und als solcher bekannt genug ist, wissen kann, daß er unmöglich seine Frau noch lieben, ihr seinen Namen lassen würde, wenn sie auch nur den kleinsten wirklichen Fehltritt beging. Ich sage es noch einmal, das ist unmöglich! Da aber Sie eine für die Ehre der Commerzienräthin so nachtheilige Meinung in

sich tragen, so begreife ich nicht, wie Sie Ihrer Tochter erlauben können, die kleinen vertraulichen Zirkel unserer Wirthin zu besuchen."

Ganz entrüstet und erregt erhob sich die Assessorin nach diesen Worten und verließ die boshafte Verleumderin, ehe diese ein Wort zu erwidern im Stande war. Sie hatte übergenug von deren Gifte. In sprachlosem Zorne blickte diese ihr nach; in ihren Gedanken sagte sie: „O, wenn Dein Schwager nur nicht der mächtige Minister wäre, so solltest Du mir es wohl büßen, mich so behandelt zu haben!"

Das wußte aber die tapfere Vertheidigerin der Unschuld recht wohl, denn sonst würde sie es nicht gewagt haben, einer Frau von dem Charakter ihrer Gegnerin so schonungslos die Wahrheit zu sagen. Trotz ihres edlen Charakters, der die Lüge, die Verleumdung verabscheute, trotz ihres guten Herzens würde sie sich gehütet haben, die Schlange so sehr zu reizen. Die Pflicht der Selbsterhaltung würde sie zum Schweigen gezwungen oder ihr nur eine schüchterne Vertheidigung erlaubt haben.

Solcher Gespräche gab es viele, nur mit dem Unterschiede, daß sich nicht immer eine so muthige Vertheidigerin der Unschuld fand. Zwar wollen wir damit nicht gesagt haben, es habe in der großen

Gesellschaft kein edles Frauenherz mehr gegeben, das bei den verleumderischen Worten, die es vernahm, nicht unwillig geklopft hätte.

Aber, wie schon gesagt, sind leider nicht Viele in der Lage, um ungestraft die Wahrheit zu sagen, der Verleumdung entgegenzutreten; weit zahlreicher sind Jene, die durch Klugheit und Rücksicht für das eigene Wohl zu bedauerndem Schweigen gezwungen sind.

Die Soirée war zu Ende und unsere Freunde endlich wieder allein.

Clara legte ihre Hand auf des Gatten Schulter und sagte: „Gott Lob, daß wieder einmal dieser Frohndienst der Gesellschaft vorüber ist! Ach, Albert, jedes Mal, wenn ich mich nach solchem Feste wieder allein mit Dir in meinem lieben, freundlichen Zimmern befinde, begreife ich weniger, als je, wie ich früher so viel Gefallen an dem hohlen, leeren Gesellschaftstreiben finden konnte.“

Er betrachtete mit strahlendem Blicke das schöne Weib, das, sich an ihn schmiegend, zu ihm aufblickte, zu ihm, der der Stern ihres Daseins war, dem all' ihre Liebe, ihre höchste Achtung, ihr zärtlichstes, innigstes Vertrauen gehörte.

Ihre Augen küssend, sagte er: „Das, meine

Clara, will ich Dir sagen. Du hattest früher den Segen einer stillen, wohlgeordneten Häuslichkeit noch nicht begriffen, welche Dich jetzt nach jedem Feste mit unwiderstehlicher Sehnsucht zu sich zurückzieht. Daß Du diese nicht kanntest, war zum größten Theile die Schuld Deiner nur auf das Glänzen in Hofkreisen gerichteten Erziehung und Deines zu frühen Eintritts in die Welt."

„Ja, einigermaßen wohl, aber vor Allem war es doch mein ungeheurer Leichtsinn und meine Gefallsucht."

„Und —" fügte Albert hinzu — „meine unverantwortliche Schwäche und Nachgiebigkeit im Anfang. Zu spät sprach ich ernst mit Dir, und hätte uns Gott eher mit Kindern gesegnet, würdest Du auch eher das vortreffliche Weib geworden sein, als welches Du mich jetzt beglückst."

„Nein, mein Albert, glaube das nicht! Nur der ungeheure Schmerz über den Verlust Deiner Liebe und die Verzweiflung über Deinen vermeintlichen Tod konnte mich bessern. Selbst die mächtige Mutterliebe würde bei einem solchen Leichtsinn, wie der meine, nicht mächtig genug gewesen sein. Ich kann es nicht zugeben, daß Du mich besser schilderst, als ich war."

„Denken wir nicht mehr daran, Geliebte! Komm, es ist Zeit, zur Ruhe zu gehen.“

Den Arm um sie schlingend, zog er sie fort. — Wie jeden Abend, ehe sie die Ruhe suchten, so gingen sie auch heute nach dem Schlafzimmer der Kinder. Das Bett der Gouvernante stand, durch dicke Wollengardinen von dem Zimmer ihrer Pflegbefohlenen getrennt, in einem Alkoven.

Der kleine Albert, der ein großer, starker Knabe geworden ist, liegt in süßem Schlummer. Dicht an seinem Bett steht ein anderes, worin der kleine Richard schläft. Weiter hin, nach dem Alkoven zu, steht noch ein Bett; darin schlummert, die langen braunen Locken auf den spitzenbesetzten Kissen verstreut, der Liebling des Vaters, die holde, kleine dreijährige Lina. Dorthin wendet sich denn auch sein erster Blick, zu ihr führt ihn zuerst sein Schritt, denn obgleich er alle seine Kinder zärtlich liebt, so hat doch die kleine, neckische Elfe einen kleinen Vorzug in dem Herzen des Vaters, einen Vorzug, den Alle, und besonders ihre Brüder, ganz natürlich finden.

Das holde Kind gaukelt gleich einem Sonnenstrahl im Hause umher, wohin sie kommt, Licht und Freude bringend; dafür wird sie aber auch von allen Leuten fast angebetet, ihre Brüder sind die Ersten in

der Reihe ihrer Verehrer. Wenn sie erscheint, so stellen diese ihre lärmenden Spiele ein, um sich ganz dem lieblichen Kinde zu widmen. Als die Kleine vergangenen Herbst die Masern hatte, schlichen Albert und Richard trübselig im Schlosse umher, zu keinem Spiele hatten sie Lust; erst als das geliebe Schwesterchen daran Theil nehmen konnte, machte es ihnen wieder Vergnügen.

Diese innige Liebe der Geschwister zu einander ist nicht der geringste Theil des Glückes unseres Paares.

*   *   *

Nach Verlauf eines Jahres wurde auch der innige Wunsch Mariannens erfüllt, sie genas einer Tochter. Mit Hülfe der kleinen Theodora, die der Oberst nur zu sehen brauchte, damit alle trüben Wolken von seiner Stirn verschwanden, und verständiger Benutzung des klugen Rathes ihrer Freundin gelang es Mariannen, die verdrießlichen Stunden und den zuweilen hervortretenden Eigensinn ihres Gemahls auf das kleinste Maß zurückzuführen. So dient nun Das, was früher wohl, ohne daß sie es gestehen wollte, ihren Frieden trübte, nur zur nicht mehr allzu unangenehmen Abwechselung.

Die Stiftsdame Fräulein von Hörig ist ein oft

und gern gesehener, hochverehrter Gast auf Lerslie, die Kinder nennen sie Tante und begrüßen sie jedes Mal mit jubelnder Freude.

Bis zuletzt schoben wir es auf, uns einer unangenehmen Pflicht zu entledigen. Man macht es ja gewöhnlich so, nicht bedenkend, daß, je länger man eine Sache aufschiebt, diese nur um so schwerer und lästiger wird.

So geht es auch uns mit dem Baron von Feldheim; doch im Interesse der Moral dürfen wir das endliche Schicksal, das wohlverdient jenen Menschen erreichte, nicht verschweigen. Wohl waren jene Worte der Baronin Lerslie prophetisch: „Sie müssen auf andere Weise Ihr Ende finden, als durch die Kugel eines Edelmannes, denken Sie an mich, wenn Ihre Stunde kommt!" — Dachte er daran? — — Wir wissen es nicht. — —

In der guten Gesellschaft seit dem Tode seines Vaters nur mit Widerwillen geduldet, wurde er endlich unmöglich durch Lächerlichkeit.

Ein Bauerbursche, der es nicht für eine Ehre ansah, daß der feine Cavalier ihm die Schwester verführen wollte und zugleich mit seiner Braut liebäugelte, übte auf die nachdrücklichste Weise Justiz, indem er den Herrn, als er ihn bei der Schwester

fand, fürchterlich durchprügelte und alsdann in eine nicht tiefe, aber unnennbare Grube warf.

Herr von Feldheim haspelte sich in entsetzlichem Zustande mit Hülfe eines Knechtes heraus. Aber die Geschichte wurde bekannt und alle Thüren verschlossen sich vor ihm.

Ohne wahres Ehrgefühl, wie er war, ließ er sich dies nicht kümmern, er reis'te nach Italien. Dort gab es ja der schönen Mädchen und Frauen genug, wo er seine Liebeserklärungen anbringen und das Leben seines Vorbildes, des Don Juan Tonorio berüchtigten Andenkens, führen konnte.

Es ist Nacht, eine italienische, sternenflimmernde, blüthenduftende Nacht. —

In den Myrthen- und Orangenhainen Sorrents liegt versteckt unter einem überhangenden Felsen eine von Clematis und Schlingrosen überwucherte Hütte.

Darinnen sitzt, oder vielmehr liegt, ein schönes junges Weib in der malerischen Tracht der Frauen von Albano. Zu ihren Füßen, neben der gepolsterten Bank, auf welcher sie ruht, kniet ein junger Mann, ein wahrer Apollo an Schönheit. Sein düsterer Blick ist mit verzehrender Gluth auf das schöne Weib gerichtet, deren Taille sein Arm umschlingt.

während ihre feinen braunen Finger in seinen Locken wühlen.

Er spricht mit tiefer, ernster Stimme: „Und Du sagst, der Deutsche drang wider Deinen Willen hier bei Dir ein? Ist das wahr, Rosita?“

„Ja gewiß, Luigi! Aber ich sage es Dir zum letzten Male, schon längst verfolgte er mich überall, immer entging ich ihm, aber heute war es ihm doch gelungen, meine Spur zu verfolgen. — Glaube mir, oder glaube mir nicht, ganz, wie Du willst, mir gilt es gleich. — Rosita wird nicht länger fortfahren, die Wahrheit zu betheuern.“

„Nein, Süße, wende Dich nicht von mir. Ich glaube Dir; ja, ich glaube Dir! Wenn ich es nicht könnte, müßtest Du und ich selbst sterben.“

Dies murmelte er in sich hinein.

Sie aber hatte kein Wort davon verloren. Sie lächelte, als freue sie sich. Aus den nur halb geöffneten Augen sandte sie einen Blick zu ihm, daß er erbebend vor Leidenschaft ausrief: „Rosita! Seele meines Lebens, Licht meiner Augen, wie liebe ich Dich!“

Ja, ich weiß, Du liebst mich, so sehr, um mich zu ermorden, wenn ich Dir untreu wäre. Senke

den Kopf nicht, mein Luigi, blicke auf; so will ich geliebt sein, und so — liebe ich. Hah, wärest Du mir untreu, so fielest Du und Jene, die es wagte, mich aus Deinem Herzen zu verdrängen, von meiner eigenen Hand!"

Schon der Gedanke an solche Möglichkeit machte sie rasend. Sie sprang auf, mit der Hand in den Busen greifend, riß sie einen Dolch hervor, der in den Strahlen der Lampe, welche die Hütte erleuchtete, funkelte und blitzte. Als aber ihre Blicke auf den immer noch knieenden Luigi fielen, der ihr lächelnd die Arme entgegenstreckte, besänftigte sich der wilde Ausdruck der weit geöffneten Augen, der Schleier der langen dunklen Wimpern verdeckte sie wieder halb und verlieh ihnen jenen schmachtenden, gefährlichen Blick, der den Südländerinnen eigen ist. Der Dolch entfiel ihrer Hand, ihre Arme ausbreitend, in die er sich mit einem Schrei des wildesten Entzückens stürzte, gestattete sie ihm den ersten Kuß, welchen sie bis heute ihm verweigert. — Sich an ihn schmiegend, fragte sie mit leiser, vibrirender Stimme: „Und jener Verwegene?"

Die sie umschlingenden Arme sanken erschlafft nieder nud gaben sie frei, sein strahlender Blick wurde düster, als er mit dumpfer Stimme erwiderte: „Er wird Dir nie, nie wieder lästig werden! Doch, Rosita,

ich muß fliehen, muß mich verbergen. Vielleicht — wenn man auf mich Verdacht wirft, darf ich nie, niemals zu Dir zurückkehren! O, Rosita! Nie, nie Dich wiedersehen!“ rief er in wildestem Schmerze.

Sie lächelte: „Sei ruhig, Luigi, mein Geliebter! Sie, um derenwillen Du fliehen mußt, wird Dich nicht verlassen; Rosita wird Dich begleiten. Gehen wir, mein Pathe, der gute Vater Antonio, wird uns für ewig verbinden.“

„O, Rosita! Engel! Geliebte! Wie glücklich machst Du mich; die heilige Madonna sei gelobt!“

Und er, der ein Mörder — ja ein Mörder war, sank auf die Kniee, um der Madonna und allen Heiligen des Himmels für sein Liebesglück zu danken. — Um Vergebung der Todsünde zu flehen, die er in blinder Eifersucht beging, als er einen Mann die Geliebte berühren sah — daran dachte er nicht.

Das Mädchen packte schnell ihre Sachen ein, nahm die geringe Baarschaft zu sich, warf noch einen Blick auf die Umgebung und verließ, von seinem Arme umschlungen, die Hütte.

Einen scheuen Blick warfen Beide seitwärts, wo der Wald am dichtesten war, dann wanderten sie weiter, immer weiter in das Gebirge.

Hoffen wir, daß der Gott der Gnade auch ihnen gnädig sei, und wenden uns jener Stelle zu, welche der Blick des verschwundenen Paares nur scheu zu streifen wagte.

Am Fuße eines blühenden Orangenbaumes, dessen köstlicher Duft sich mit den Düften der rings umher blühenden Bäume vermischt, liegt mitten unter Blumen ein Mann, der zu schlummern scheint.

In der dichten Dunkelheit, die hier herrscht, ist das Alles, was wir unterscheiden können. —

Doch nein, bald werden wir mehr sehen! Was ist das für ein Licht, welches zwischen den Bäumen sichtbar wird, welches, immer höher emporsteigend, die in der Nachtluft zitternden, bewegten Blätter der Myrthenbäume erglänzen und die Stämme phantastische Schatten auf das feine Moos, den weichen Rasen, die duftenden Blumen werfen läßt? Es ist der Mond, der verschwiegene Zeuge manches liebenden Paares — aber auch mancher entsetzlichen That, die vergebens versucht, ihr schreckenerregendes Antlitz vor dem leuchtenden Auge, das von Oben auf sie niederschaut, zu verbergen. —

Er wird auch das Antlitz dieses unter Blumen schlummernden Mannes erleuchten. Nur ein klein wenig höher muß er steigen — da — jetzt schim-

mert der erste Lichtstrahl durch das Laub. — Wie ruhig schlummert doch dieser Mann! — Da — jetzt! — — O, entsetzlicher Anblick! — Es ist Herr von Feldheim — aber nicht schlummernd — oder doch? Ja, er schlummert — aber, um nie mehr zu erwachen. Was schimmert dort von dem Strahle des Mondes beleuchtet? — Es ist Blut — sein Blut, das einer tiefen Wunde in seiner Brust entströmt. — Sieh'! — Nein, es ist Täuschung! — Und doch, er bewegt sich wirklich — er lebt — jetzt spricht er: „Mutter! meine Mutter! Du hast mich zu Dem gemacht, was ich bin — meine — Thaten — über Dich — o Gott!" Ein lauter schrecklicher Schrei — ein Schrei, der, weithin hallend, des Schuldigen, des Mörders Ohr trifft und ihn mitten in süßem Geplauder schaudern läßt — ein Schrei, der ihn selbst in den Armen der Geliebten aufschrecken wird. — — Und ruhig, lautlos ist Alles rings umher. — Ruhig liegt der Schläfer unter den Blumen — leise — leise schlüpfen kleine Schlangen über ihn hinweg. Neugierig strecken niedliche Lacerten ihre Köpfchen zwischen den Blumen hervor, dann schlüpfen auch sie über das bleiche, kalte Antlitz, den regungslosen Körper des Todten hinweg.

Ruhig verfolgt der Mond am Himmel seine ewige Bahn, gleichgültig schaut er auf die Freuden und Schmerzen der Erdenbewohner hinab — er, wie sie,

den ewigen Gesetzen, dem Willen des Allmächtigen, Allweisen, Allgütigen unterworfen. —

Nur Er allein — Er, der mit mächtiger Hand die Geschicke der Himmel und der Welten lenkt — Er wacht — Er sieht — Er weiß Alles, was geschieht. — Und sein göttlicher Sohn hat versprochen, daß Er dem reuigen Sünder vergeben, dem Verführten gnädig sein werde.

Ende des zweiten und letzten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.